Nr. 48.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17½ Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährl. 25 Sgr.; außerhalb des preußisch. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3½ Xr.

Siegen, den 14. Juni 1844.

Die Abonnenten des Deutschen Bürgerblattes wollen es nicht unterlassen, ihre Anbestellungen auf das 3. Quartal des Jahres 1844 — auswärts bei der nächsten Post-Anstalt — zeitig zu erneuern oder solche schleunig zu machen, damit in der Expedition keine Unterbrechung stattfindet. Bei denjenigen Exemplaren, welche zu spät anbestellt werden, ist der Fall möglich, daß die ersten Nummern nicht nachgeliefert werden können. — Der Abonnementspreis beträgt in Siegen bei der Expedition — 17½ Sgr. pr. Quartal, in Wiesbaden bei der Expedition in der Friedrich'schen Buchhandlung oder bei dem Postamte fl. 1. 30 kr. Bei allen Postanstalten des Preuß. Staates — 25 Sgr.

Uebersicht.

Fünftes Schreiben an Herrn Deycks in Opladen.
Der Adel deutscher Nation.
Das Dienstgeheimniß und das Oberzensurgericht.
Zur Hermesischen Frage.
Zur Literatur und Unterhaltung: Bei der Verurtheilung Daniel O'Connells. Gedicht von Dr. Daniel Fenner von Fenneberg. — Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds. (Forts.) Zwölftes Kapitel. — Der Weihnachtsabend eines armen Souffleurs. (Forts.) — Friedrich Flender in Siegen. Westphälische Volkssage, bearbeitet von J. Krüger. — Mannigfaltiges.
Bekanntmachungen und Anzeigen. — Literarischer Anzeiger.

* Fünftes Schreiben an Herrn Deycks in Opladen.

In den vier offenen Schreiben, welche ich an Sie zu richten die Ehre gehabt habe, sind die Bemerkungen, welche in Ihrer öffentlichen Anrede an die harthörige Polemik gegen die Hermesianer enthalten sind, wie ich glaube, in ihr gehöriges Licht gesetzt worden. Ich habe deswegen am Schlusse meines jüngsten Schreibens mir die Freiheit genommen, Ihnen zu erkennen zu geben, daß ich meinerseits jene Diskussionen für geschlossen halte. Wenn ich indessen mich von Neuem an Sie schriftlich wende, so geschieht dies, weil ich in der That wünsche, daß der Friede, der nur zu vielseitig gestört wird, überall, wo es geschehen kann, hergestellt und somit auch Ihr angelegentlicher Wunsch erfüllt werde. Die besten Aerzte sind ohne Zweifel diejenigen, welche ihre Kunden so behandeln, daß sie nicht krank werden. Dort aber, wo die Krankheit wirklich vorhanden und sich entwickelt hat, gelingt es auch dem Geschicktesten nicht immer, die Gesundheit wiederherzustellen. Auch um den Frieden zu erhalten, ist Nichts zweckmäßiger, als Vorsorge zu treffen, daß kein Streit, kein Zank ausbreche, und wenn ich recht habe, so hatte auch der sehr ehrenwerthe Abbé de St. Pierre in seinen Vorschlägen zum ewigen Frieden in seinem Projet de paix perpetuelle vornehmlich die Verhütung der Störungen des Friedens in's Auge gefaßt. Es ist immer am sichersten, daß man das Unkraut, wenn man es ausrotten will, an der Wurzel angreife.

Ich habe mir deswegen vorgenommen, in diesem meinem fünften Briefe an Sie, mein verehrungswürdiger Herr! eines der Wesen oder vielmehr Unwesen aufzuzeigen, welches sehr viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft anstiftet und welches als die Mutter der meisten Streitigkeiten angesehen werden darf. Die genauere Charakterisirung dieses Unwesens wird den Lesern des Bürgerblattes nicht unwillkommen sein, da sie dasselbe entweder aus der Erfahrung wider ihren Willen kennen, oder doch jeden Augenblick es wider ihren Wunsch kennen lernen können. Wer von einer Viper gestochen worden, dem ist es nicht unwillkommen, die Naturgeschichte seines Todfeindes kennen zu lernen, und das Gefühl der überstandenen Gefahr ist ihm so wenig unangenehm, als dem Soldaten die Erinnerung an die Schlachten unangenehm ist, in denen er mit dem Feinde gefochten und dem Tode in's Auge geschaut hat. Für Diejenigen aber, welche die Viper nicht kennen und in Gefahr sind, jeden Augenblick ihr zu begegnen und auf sie zu treten, ist die genaueste Beschreibung derselben die willkommenste.

Das Unwesen, was ich meine, ist die Verleumdung.

Unter den wilden Völkern ist die Verleumdung nicht zu Hause, sondern bei den kultivirten. Der Wilde bedient sich statt der Verleumdung seines vergifteten Pfeiles, seines Mohawk, er geht geradezu auf die Person los, der er schaden, die er vernichten will, während der Bewohner eines zivilisirten Staates, in welchem die Polizei ihre Pflicht kennt und thut, auf ganz andere Wege, an ganz andere Mittel angewiesen ist, als der wilde Sohn der Wüste. Was dem Wilden seine Waffen, das sind dem zahmen Verleumder die Zunge, Mienen, Blicke, Geberden. Er dichtet Dem, welchem er schaden, den er vernichten will, Fehler an, die er nicht hat, oder er vergrößert diejenigen, die derselbe hat, und es gelingt ihm um so leichter, wenn auch langsamer, wie dem Wilden, damit zum Ziele zu kommen, weil die Menschen durchweg geneigter sind, das Böse, als das Gute vom Andern zu glauben, und weil die Wege, auf denen die Verleumdung einherschleicht, so unendlich mannigfaltig sind, daß es fast unmöglich ist, sie alle zu bewachen. Wendet sich der Verleumder an die Obrigkeit, gleichviel, ob öffentlich oder heimlich, so wird er ein Anträger, ein Angeber, ein Delator, ein Denunziant. Dann aber wird die Verleumdung, wenn sie Gehör findet, um so verderblicher für Denjenigen, welcher das Unglück hat, der Gegenstand derselben zu sein. Denn in diesem Falle wandelt sie das Schwert, welches Gott der Obrigkeit zur Bestrafung des Unrechtes und des Verbrechens gegeben hat, in einen Dolch um, der sicherer und tödtlicher trifft, als der Dolch des Räubers. Es hat vielleicht nie einen Staat gegeben, in welchem die Angeber mehr geblüht, aber auch mehr Unheil angestiftet haben, als in dem römischen. Es konnte jenes aber auch nicht anders sein, da die Delatores, die Angeber, von der Obrigkeit bezahlt wurden. Das Unkraut bedarf nie der Pflege, es wuchert von selbst auf, es findet sein Leben darin, andere Pflanzen zu ersticken oder ihnen die Nahrung zu entziehen. Das Unkraut nicht ausrotten, heißt dasselbe befördern, und ein Fürst, welcher die Angeber nicht straft, ermuntert sie, sagt Suetonius mit dem vollsten Rechte. In einem Staate aber, wie ehemals in dem römischen, wo die Angeberei in dem Grade gepflegt wurde, muß es für jeden rechtschaffenen Mann fast eben so unangenehm zu leben gewesen sein, als in den Wüsten der heißen Zone, wo man jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt ist, einer Viper, einer Dipsade, einer Tarantel zu begegnen und von ihr den Todesstich zu erhalten. Wie groß die Freude aller wohldenkenden Römer gewesen sein mag, als Domitian und Trajan dieses genus hominum publico exilio repertum, wie Tacitus sie nennt, das heißt, die zum öffentlichen Verderben erfundene Menschenklasse, aus der Stadt fortjagten, das läßt sich besser empfinden, als beschreiben.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, welche von Vielen wahrgenommen worden ist und von Jedermann leicht wahrgenommen werden kann, daß die Dinge, je höher sie auf der Leiter der Geschöpfe stehen, in ihrer Auflösung und Verwesung desto widerwärtiger und ekelhafter sind. Die Pflanze ist in ihrer Verwesung nicht so abstoßend, wie das Thier, das Thier ist wiederum nicht so abschreckend in seiner Auflösung, als die Leiche des Menschen. Dieselbe Wahrnehmung findet auch auf dem Gebiete der moralischen Welt statt; je höher Einer moralisch gestellt ist, desto schrecklicher und widerwärtiger ist seine moralische Entartung und Auflösung. Der sittlich verkommene Laie kann kein so trauriges Schauspiel der Immoralität geben, als der verkommene Priester. Wie das Gift im physischen Organismus um so zerstörender wirkt, je feiner, je edler derselbe ist, eben so geschieht dieses in dem moralischen Leben. Wenn nun die Verleumdung und die Angeberei in dem Staate solches Unheil anrichtet, um wie viel furchtbarer müssen ihre Wirkungen in der Kirche sein? Die Politik kann mit einem Scheine von Wahrheit sagen, wie viele schlechte Politiker gesagt haben, sie habe keine Moral; aber kann dieses auch die Kirche? Die Kirche würde dadurch ihr ganzes Wesen umkehren! Die Kirche muß der Verleumdung und der Angeberei aus allen Kräften entgegenarbeiten, das ist ihr Geist, und diesen Geist hat sie oft genug in den bestimmtesten Weisungen und Forderungen ausgesprochen. Ich würde Sie langweilen, wenn ich dieses durch Belege bestätigen wollte. Nur eine Moral, die sich von der einfachen, lautern Quelle ihrer Prinzipien, von dem sittlichen Selbstbewußtsein und dem einfachen, klaren Geiste des Evangeliums entfernte; nur eine Moral, welche in ihrer künstlichen Kasuistik ihren eigenen Geist erstickte; nur eine Moral, welche bis zu der Verirrung gelangen konnte, den Zweck zum Maßstab der Erlaubtheit der Mittel zu machen, nur eine solche Moral konnte die Angeberei in ihre Dienste nehmen, sie rechtfertigen oder beschönigen. Ueberall da aber, wo solche Maximen gepflegt werden, ist das Schlimmste zu befürchten und zu erwarten. Denn welcher Geist wird z. B. in einer Diözese unter dem Klerus geweckt, wenn die Delatoren gehört, ermuntert, belohnt werden? Die erste Frucht davon ist, daß das Vertrauen, welches die Geistlichen brüderlich aneinanderschließen soll, welches sie in gemeinsamem, freiem Verkehr erhält, löblichen Unternehmungen zur Grundlage dient, wie ein Unkraut ausgerottet, und Mißtrauen und Verrath an dessen Stelle gepflanzt werden. Nehmt das Vertrauen unter den Menschen weg, und Jeder steht vereinzelt da, die Gesellschaft muß sich auflösen und ein Kampf Aller gegen Alle muß daraus hervorgehen. Macht

man den Pfarrer zum geheimen Ankläger seines Kaplans, den Kaplan zum geheimen Ankläger seines Pfarrers, welches unerträgliche Verhältniß muß nicht dadurch zwischen Beiden entstehen? Zwischen ihnen, die sie den einen und denselben Zweck vereint wirken sollen und dazu des gegenseitigen Zutrauens unumgänglich bedürfen. So aber werden sie genöthigt, jeden ihrer Schritte ängstlich zu bewachen, sie werden genöthigt, in Jedem, der ihnen vertraulich naht, einen geheimen Spion oder Angeber zu erblicken, und in die Versuchung geführt, nicht selten auch den besten, den offensten Mann für ihren Feind und Verräther zu halten. Und wie, wenn dieser Geist unter den jungen Leviten, unter den Kandidaten des geistlichen Standes selbst genährt wird? Wenn die Delatoren, die geheimen Angeber herangezogen, ermuntert, belohnt werden? Kann eine Pflanze, die in ihrer Blüthe geknickt und unter die Füße getreten wird, ihr Haupt je wieder frei hinauf in den blauen Himmel erheben? Können *solche* Leute, die sich so sehr in ihrer Jugend erniedrigen, je das Salz der Erde werden? Wird man mit einem Salze salzen können, was selbst in dem beklagenswerthen Grade faul geworden ist, wie die Schrift sich ausdrückt, daß es von allen Edeldenkenden sofort unter die Füße getreten wird? Sind solche Angeber es nicht, welche der heilige Apostel Paulus „*ein Gott verhaßtes Geschlecht*“ nennt? ein Geschlecht, welches auch den Menschen verhaßt wird mit dem ersten Augenblicke, wo sie es erkennen? Will man die Aussaat, welche bestimmt ist, einstens die Verkündiger des Evangeliums zu werden, in ihrer Wurzel verderben, so muß man die Angeberei unter ihnen pflegen, sie wird Viele aus den Vorhallen des Tempels vertreiben, die Bessern aber, die dennoch hineintreten, werden ihr Herz verschließen; aber dennoch wird über sie der Mehlthau des Verderbens in reichem Maße ausgestreut werden.

Man kann die Gesellschaft mit einem Amphitheater, in welchem es eine Reihe von Abstufungen gibt, oder auch mit einem Berge vergleichen. Obgleich die Atmosphäre auf der Höhe kälter, die Stürme heftiger, die Gefahr, vom Blitze erschlagen zu werden, größer ist: so streben dennoch die meisten Menschen nach Oben hin. Dagegen ist Nichts einzuwenden, wenn sie nur auf ihren Verdiensten aufsteigen, wenn sie Anderen zu diesem Zwecke nur nicht auf den Nacken treten. Aber wie, wenn auch die Verleumdung, wenn die Angeberei einen Weg bahnt, dort hinauf zu gelangen? Wenn es der Verleumdung, der Angeberei gelingt, Demjenigen, der auf geradem Wege fortzukommen strebt, ein Bein unterzuschlagen, oder ihm den Boden unter seinen Füßen wegzuziehen und ihn zu stürzen? Wie, wenn der Schwäche, der Trägheit, der Halbheit, der Charakterlosigkeit, der Heuchelei auf solchen Wegen sich in die obersten Reihen hinaufzudrängen verstattet wird, welche Gesellschaft muß sich dann zuletzt daselbst zusammenfinden? Wie muß der Zweck der Kirche durch solche Leute realisirt werden, und wie muß die Kirche trauern, wenn solche Dinge auch nur auf einem kleinen Distrikte ihres Gebietes im Werden sind!

Ich will diese Betrachtungen hier nicht weiter fortsetzen, sondern ich will Ihnen hierneben eine Abhandlung über die *Verleumdung* mittheilen, welche ganz gewiß Ihren Beifall haben wird. Ich finde sie vortrefflich. Ich werde aber erst denjenigen Lesern des *Bürgerblattes*, die mit dem griechischen und römischen Alterthum nicht so bekannt sein möchten, als wir Beide, am Ende sagen, wen diese Abhandlung zum Verfasser habe. Viele werden glauben, irgend einen Kirchenvater. Die Abhandlung beginnt mit folgenden Worten:

„Ein großes Uebel und die Quelle vielen Unheils für die Menschen ist unstreitig die Unwissenheit. Sie hüllt die Gegenstände gleichsam in Nebel, verbirgt uns die Wahrheit und verdüstert unser Leben dergestalt, daß es uns ergeht, wie Denen, die im Finstern tappen, oder vielmehr wie Blinden, die, weil sie nicht sehen, was vor ihren Füßen liegt, bald an Etwas anstoßen, bald weiter gehen, als sie sollten, bald aber auch ein beschwerliches Hinderniß als naheliegend fürchten, das weit von ihnen weg liegt. Da begehen wir denn in Allem, was wir thun, unaufhörlich Fehltritte; und eben dies ist es, was den Tragödiendichtern schon tausendfältigen Stoff für ihre Dramen geliefert hat, wie die Geschichte der Labdaciden, der Pelopiden*) und Anderer beweist. Man wird finden, daß fast alles Unglück, das uns auf der Schaubühne zur Erscheinung kommt, von der Unwissenheit, als einem wahren tragischen Dämon, herbeigeschafft wird. Dies gilt ganz besonders von den unwahrhaften Angebereien gegen die nächsten Angehörigen und Freunde, wodurch schon ganze Familien zu Grunde gerichtet, Städte und Staaten gänzlich zerrüttet, Aeltern und Kinder, Geschwister, Liebende und Geliebte gegen einander bis zur Wuth erbittert worden sind. Wie oft haben sich nicht schon Freunde für immer entzweit, wie viele häusliche Verhältnisse die größten Störungen erlitten, blos wegen Verleumdungen, die man glaubwürdig zu machen wußte?

„Damit wir nun wo möglich nie in solche Unfälle gerathen möchten, habe ich mir vorgenommen, in dieser Schrift wie in einem Gemälde die Verleumdung nach ihrem Wesen, nach ihrem Ursprung und ihren Wirkungen darzustellen: wiewohl Apelles aus Ephesus mir längst schon mit einem solchen Gemälde zuvorgekommen ist. Dieser Apelles war bei Ptolemäus verleumdet worden, als hätte er Theil an der Verrätherei des Theodotas zu Tyrus gehabt; und doch hatte Apelles eben so wenig die Stadt Tyrus je gesehen, als er den Theodotas kannte, von welchem er nur gehört hatte, daß er von Ptolemäus zum Statthalter von Phönizien ernannt worden war. Gleichwohl hatte Einer seiner Kunstgenossen, Antiphilus mit Namen, der ihm seine Meisterschaft und die Achtung mißgönnte, welche er von Ptolemäus genossen, bei diesem über ihn ausgesagt, er hätte um alle Anschläge des Theodotas gewußt, und man hätte ihn in Phönizien an der Tafel desselben gesehen, wie er während der ganzen Mahlzeit ihm in's Ohr geflüstert habe: kurz, den Abfall von Tyrus und die Uebergabe von Pelusium [an Antiochus] wußte er so darzustellen, als wäre Beides aus der Berathung mit Apelles hervorgegangen.

„Ptolemäus, der überhaupt kein Mann von starkem Geiste und unter knechtischen Schmeichlern aufgewachsen war, ließ sich durch diese gänzlich unwahrscheinliche Verleumdung dergestalt in Hitze jagen und außer aller Fassung bringen, daß er keinen der Umstände in Betracht zog, die vor Allem zu berücksichtigen gewesen wären: einmal, daß der Angeber ein Kunstnebenbuhler war; sodann, daß die Person des Malers zu unbedeutend war, um einem verrätherischen Unternehmen von solcher Wichtigkeit gewachsen zu sein; zudem, daß er so viele Wohlthaten von ihm genossen und mehr als alle seine Kunstverwandten in seiner Gunst gestanden hatte. Nicht einmal zu fragen fiel ihm ein, ob Apelles denn wirklich einmal nach Tyrus gereist sei; sondern er überließ sich seinem augenblicklichen Zorne, und erfüllte seine Residenz mit Geschrei und Toben über den Undankbaren, den Verräther, den Schurken. Und hätte nicht Einer der Gefangenen, empört über die Schändlichkeit des Antiphilus und aus Mitleid mit dem unglücklichen Apelles, die Erklärung abgelegt, daß dieser Mann durchaus keinen Antheil an dem ganzen Plane hatte, so hätte er, so unschuldig er war, den Verlust von Tyrus mit seinem Kopfe bezahlen müssen.

„Ptolemäus schämte sich nun des Vorfalls, so daß er, wie man erzählt, dem Apelles ein Geschenk von hundert Talenten machte, den Antiphilus hingegen zu dessen Leibeigenen erklärte. Allein Apelles konnte die Gefahr, in welcher er geschwebt, so wenig vergessen, daß er sich für jene Verleumdung durch folgendes Gemälde schadlos hielt.

„Auf der rechten Seite sitzt ein Mann mit langen Ohren, denen wenig fehlt, um für Midasohren gelten zu können: seine Hand ist nach der von ferne auf ihn zukommenden *Verleumdung* ausgestreckt. Neben ihm stehen zwei weibliche Gestalten, die ich für die *Unwissenheit* und das *Mißtrauen* halte. Von der linken Seite her nähert sich ihm die Verleumdung in Gestalt eines ungemein reizenden, aber erhitzten und aufgeregten Mädchens, deren Züge und Geberden Wuth und Zorn verrathen: in der linken hält sie eine brennende Fackel; mit der rechten schleppt sie einen jungen Mann bei den Haaren herbei, der die Hände gen Himmel emporhält und die Götter zu Zeugen anruft. Vor ihr her geht ein bleicher, häßlicher Mann mit scharfem Blicke, der ganz aussieht, als ob ihn eine lange Krankheit abgezehrt hätte, und den wohl Jeder für den *Neid* erkennen wird. Hinterher gehen zwei weibliche Gestalten, welche der Verleumdung zuzusprechen und sie herauszuputzen und zu schmücken scheinen: diese sind, wie mir der Ausleger des Gemäldes sagte, die *Arglist* und die *Täuschung*. Ganz hinten folgt eine trauernde Gestalt in schwarzem, zerrissenem Gewande, die *Reue* nämlich, die sich weinend rückwärts wendet, und verschämte Blicke auf die herannahende *Wahrheit* wirft. So hat Apelles seine eigene mißliche Erfahrung auf dem Gemälde dargestellt.

„Machen wir den Versuch mit einem ähnlichen kunstmäßigen Verfahren, wie der Ephesische Maler, die Verleumdung nach allen ihr zukommenden Merkmalen zu schildern, indem wir zuerst, um das Bild um so anschaulicher zu machen, die Begriffsbestimmung derselben, gleichsam den Umriß, voranschicken: „„Die Verleumdung ist also eine Art von Anklage, von welcher der Angeklagte, weil sie hinter seinem Rücken gemacht wird, gar Nichts weiß, und welche dem Einen Theile, ohne den Widerspruch des Andern zu vernehmen, geglaubt wird.““ Dieser Satz mache den Gegenstand unserer Erörterung aus. Und da, wie in einem Drama, drei verschiedene Personen in's Spiel kommen, der Verleumder, der Verleumdete, und Der, bei welchem die Verleumdung angebracht wird, so nehmen wir dieselben einzeln vor, um zu sehen, was bei Jeder derselben der Fall zu sein pflege.

„Zuerst also lassen wir die Hauptperson, den Erdichter der verleumderischen Angabe, auftreten. Daß nun dieser kein sittlich guter Mensch sein kann, ist, denke ich, eine ausgemachte Sache: ein solcher wird nie seinem Nächsten absichtlich Böses zufügen, sondern sich dadurch, daß er seinen Freunden Gutes erweist, nicht aber dadurch, daß er ungerechte Beschuldigungen gegen Andere vorbringt und ihnen den Haß der Leute zuzieht, Ansehen und Wohlwollen bei Anderen sich zu erwerben suchen.

„Es ist im Gegentheile sehr leicht ersichtlich, wie ungerecht, gesetzwidrig und gottlos der Verleumder handle, und wie sehr er Denen zum Schaden sei, die mit ihm verkehren. Wenn es unbestritten ist, daß die Gerechtigkeit völlige Gleichheit erfordere, so daß Keiner vor dem Andern Etwas voraus habe, daß hingegen die Ungerechtigkeit in irgend einer Uebervortheilung des Andern bestehe; wie sollte Derjenige nicht ungerecht handeln, der gegen einen Abwesenden sich heimlich der Verleumdung bedient, da er sich ja des Zuhörers zum Nachtheil des Andern völlig bemächtigt, seine Ohren gleichsam voraus in Beschlag nimmt, und, indem er sie mit seinem schlimmen Gerede anfüllt, der Gegenrede des Andern den Zugang gänzlich versperrt? Daß dies der höchste Grad von Ungerechtigkeit sei, erklärten auch wohl die vorzüglichsten Gesetzgeber, ein Solon und Drakon, indem sie die Richter eidlich verpflich-

*) D. i. die an tragischen Begebenheiten reichen Königshäuser von Theben und Mycene.

teten, beiden Theilen gleiches Gehör zu schenken, und keinem Theile weniger wohl zu wollen, als dem andern, bis sie die eine Rede gegen die andere gehalten, und gefunden hätten, wessen Sache die bessere oder die schlimmere sei. Sie sprachen damit aus, daß, ehe jene prüfende Vergleichung der Rechtfertigung mit der Anklage stattgefunden, alles Aburtheilen über die Sache gewissenlos und eine Versündigung gegen die Götter sei. Denn mit Recht können wir behaupten, daß auch die Götter tiefen Unwillen darüber empfinden, wenn wir dem Ankläger gestatten, sonder Scheu alles ihm Beliebige vorzubringen, während wir gegen den Beklagten unsere Ohren verstopfen, oder ihn, ohne daß er auch nur zum Worte gekommen ist, befangen von der Rede des Ersten, verurtheilen. So ist also die Verleumdung eben sowohl eine Verletzung des Rechts überhaupt, als auch Dessen, was die Gesetze und der richterliche Eid vorschreiben. Und wenn je das Ansehen der Gesetzgeber, welche zur Rechtlichkeit und zur Vermeidung einseitigen Urtheilens aufforderten, nicht gewichtig genug erscheinen sollte, so will ich einen der trefflichsten Dichter aufstellen, der sich in folgendem Spruche, oder vielmehr Gesetze, sehr bestimmt hierüber ausgedrückt hat. Er sagt nämlich:

Richte nicht eher, bevor auch den anderen Theil du gehört hast.

Ohne Zweifel war auch dieser Dichter überzeugt, daß es unter den vielerlei Arten von Ungerechtigkeiten, welche in dem menschlichen Leben begangen werden, keine größere geben könne, als einen Menschen zu verdammen, ohne ihm das Wort gegönnt und seine Sache erwogen zu haben. Und eben dies ist es ja, was der Verleumder beabsichtigt, indem der Verleumdete dem Hasse des Dritten ohne weitere Untersuchung anheimfällt, und durch die Heimlichkeit der Anklage der Möglichkeit beraubt ist, sich zu rechtfertigen.

„Menschen dieser Art sind zu feige, um frei und offen zu Werke zu gehen. Sie lauern, wie Wegelagerer, auf eine Gelegenheit, ihre Pfeile aus dem Verborgenen abzuschießen, so daß man seinen Feind nicht kennt, sondern sich, ohne sich zur Wehre setzen zu können, zu Grunde richten lassen muß. Gerade dieses Verfahren aber beweist, wie unhaltbar die Aussagen des Verleumders sind. Denn Wer sich bewußt ist, daß er die Wahrheit sagt, spricht sie auch offen aus, und beweist dem Gegner geradezu in's Gesicht, daß es die Wahrheit sei. Keiner, der stark genug ist, einen offenen Sieg zu erfechten, wird Schleichwege und Betrug gegen seinen Feind gebrauchen.

„Am häufigsten findet man Leute dieses Schlags an den Höfen der Fürsten und unter den Günstlingen der Mächtigen und Großen, wo Neid und Argwohn aller Art, und tausendfältiger Anlaß zu Schmeichelei und Verleumdung sich findet. Denn wo die größten Hoffnungen genährt werden, da ist immer auch der Neid um so erbitterter, der Haß um so gefährlicher, die Eifersucht um so arglistiger. Man beobachtet sich gegenseitig mit scharfem Auge, und lauert, wie im Zweikampf, wo etwa eine Blöße an dem Gegner zu erspähen sein möchte. Jeder will hier der Erste sein, und drängt und stößt seinen Nebenmann auf die Seite, Dem aber, der vor ihn ist, sucht er wo möglich ein Bein unterzuschlagen, um ihn zum Falle zu bringen. Der Rechtschaffene ist hier meist rettungslos verloren: er wird gestürzt, und am Ende mit Schimpf und Schande fortgejagt. Wer am besten schmeicheln kann, und dessen arglistige Kniffe den meisten Eingang finden, der steht in höchsten Ehren. Ueberhaupt gewinnt hier nur Der, welcher Andere verdrängt; aber oft bewährt sich auch das Wort Homers:

Gleich ist Ares gesinnt, und oft auch den Schlagenden schlägt er.

Und als ob der Gegenstand ihres Streitens von der größten Wichtigkeit wäre, so ersinnen diese Menschen die verschiedensten Mittel und Wege, um einander beizukommen. Das kürzeste und sicherste Mittel zum Verderben des Andern aber ist die Verleumdung. Ihr Ursprung ist Neid, Haß und die Hoffnung auf Vortheil; ihre Wirkungen aber sind die verderblichsten und traurigsten, und reich an dem mannigfaltigsten Ungemach.

„Uebrigens ist es keine so leichte und einfache Sache um die Verleumdung, wie vielleicht Mancher sich einbildet; sondern sie erfordert ein sehr künstliches, besonnenes und behutsames Verfahren. Denn sie wäre nicht vermögend, so großen Schaden anzurichten, wenn sie sich nicht Zutrauen zu verschaffen wüßte; sie würde nie die allgewaltige Wahrheit überwältigen, wenn sie nicht das Einschmeichelnde und Ueberredende und tausend andere Reize gegen ihren Zuhörer in Bereitschaft hätte.

„Der Verleumdung ist gewöhnlich Derjenige am meisten ausgesetzt, welcher in hohen Ehren bei einem Großen steht, was ihn eben zu einem Gegenstande der Mißgunst für Alle macht, die er hinter sich läßt. Alle Diese drücken auf ihn, in welchem sie das einzige Hinderniß ihres Emporkommens vor sich sehen, ihre Geschoße ab: denn Jeder glaubt unfehlbar der Erste zu sein, wenn er nur erst diesen Vormann aus dem Felde geschlagen, und ihn aus der Gunst des Großen verdrängt haben würde. Es geht hier zu, wie gewöhnlich bei den Wettläufern in den gymnischen Spielen. Der gute Läufer rennt, sobald das Schrankenseil gefallen ist, gerade vorwärts, mit seinen Gedanken nur auf das Ziel gerichtet; und weil er alle Hoffnung des Sieges nur auf seine Füße gesetzt hat, so thut er seinem Nebenmann Nichts zu Leide, und versucht keine Kunstgriffe, um die Mitkämpfer zu übervortheilen. Der schlechte, zum Siege nicht berufene Mitbewerber aber, der von seiner Schnelligkeit sich Nichts versprechen darf, nimmt seine Zuflucht zu schlechten Mitteln, und ist nur darauf bedacht, wie er den Andern zurückhalten und in seinem Laufe hemmen möge, weil er denken muß, daß er, wenn dieses Mittel ihm fehl schlüge, den Preis unmöglich erhalten würde. Eben so pflegt es mit der Gunst der Mächtigen und Reichen zu gehen. Auch hier ist der Vorderste sogleich den Nachstellungen der Uebrigen ausgesetzt, und läßt er sich Einmal in Mitten seiner Widersacher über einer Unvorsichtigkeit betreffen, so ist er verloren; und Diese gelten nun zum Danke dafür, daß sie Jenem zu schaden gewußt, für treue Freunde, und sind von nun an die Begünstigten.

„Ob man ihre Verleumdung glaubwürdig finde, überlassen sie natürlich nicht dem Zufalle; sondern ihr ganzes Dichten und Trachten muß darauf gerichtet sein, ihrem Opfer Etwas anzuhängen, was nicht ungereimt und widersprechend erscheinen könnte. Am meisten wissen sie daher ihren Beschuldigungen dadurch Wahrscheinlichkeit zu geben, daß sie die Eigenschaften des Verleumdeten in's Schlimmere verdrehen, indem sie z. B. einen Arzt der Giftmischerei, einen Reichen herrschsüchtiger Absichten, einen Diener des Alleinherrschers der Verrätherei beschuldigen.

„Nicht selten gibt der Mann selbst, bei welchem die Verleumdung angebracht werden soll, den Anlaß dazu an die Hand; und je besser sich solche Schlechtdenkende nach dem Charakter desselben zu richten wissen, desto glücklicher treffen sie zum Ziele. Wissen sie z. B., daß er eifersüchtig ist, so sagen sie: „„Der und Der hat deiner Gemahlin über der Tafel zugewinkt, und seine Blicke mit Seufzern begleitet. Auch schien es, als ob Stratonice ihn gar nicht finster, sondern mit recht verliebten Augen ansähe."" Und nun folgen einige Geschichtchen zum Beweise, daß er auch sonst ein Ehebrecher sei. Oder der Mann ist ein Dichterling, und weiß sich viel mit seinen Versen; gleich heißt es: „„Es ist doch himmelschreiend: Philoxenus hat lachend deine Gedichte durchgehechelt und behauptet, sie seien zusammengestoppeltes Zeug ohne Rhythmus und Wohlklang."" Ist er aber ein frommer und gottesfürchtiger Mann, so wird sein Günstling bei ihm als Atheist und Religionsverächter angeschwärzt, der von nichts Göttlichem wissen wolle und die Vorsehung leugne. Diese Worte treffen Jenen wie einen Bremsenstich in die Ohren: augenblicklich steht er in Feuer und Flammen und wendet sich mit Abscheu von seinem Freunde, ohne sich zu gedulden, bis er die Sache genauer untersucht hätte.

„Kurz — immer sinnen sie auf solche Aussagen, von welchen sie wissen, daß sie am meisten geeignet sind, Widerwillen gegen den Verleumdeten bei ihrem Zuhörer hervorzubringen: immer zielen sie mit ihren Geschossen auf den verwundbarsten Punkt desselben, damit er, durch die erste Hitze außer Fassung gesetzt, sich nicht Zeit nehmen möge, die Wahrheit zu erforschen, und, in Beschlag genommen durch das Ueberraschende der vermeintlich wahren Aussage, einer etwaigen Rechtfertigung nicht einmal Gehör schenke.

„Die wirksamste Art der Verleumdung ist nämlich immer, Etwas anzubringen, was der Neigung des Hörers zuwiderläuft. So brachte z. B. einmal Einer bei Ptolemäus, der den Beinamen Bacchus führte, an, der Platoniker Demetrius sei ein Wassertrinker, und sei der Einzige, der am Bacchusfeste keine Weiberkleider anziehe; und hätte Dieser nicht, da er vor den König gerufen ward, am frühen Morgen schon in aller Gegenwart Wein getrunken und in einem Tarentinischen Weiberrock zu der Schellentrommel getanzt, so würde sein Mißfallen an der üppigen Lebensart des Ptolemäus und sein Philosophiren dagegegen ihm das Verderben bereitet haben.

„Bei Alexander gab es keine schwerere Anklage, als wenn man Einem nachsagte, er habe keine Lust, den Hephästion anzubeten und vor seinem Bilde zu knieen. Nach dem Tode des Hephästion wollte nämlich Alexander zu seinen übrigen Großthaten auch diese hinzufügen, daß er den verstorbenen Liebling zu einem Gotte ernannte. Unverzüglich erbauten die Städte diesem neuen Gotte Tempel, weiheten ihm heilige Bezirke, errichteten Altäre, stifteten Opfer und Feste, und der höchste Schwur in Aller Mund war jetzt Hephästion. Lächelte nun Einer über dieses Treiben, oder erschien er auch nur nicht andächtig genug dabei, so hatte er seinen Kopf verwirkt. Diese kindische Liebhaberei des Alexander wußten seine Schmeichler zu benutzen; und sie unterließen nicht, ihn immer mehr zu erhitzen, indem sie von Träumen und Erscheinungen des Hephästion erzählten, und wunderbare Heilungen und Orakel ihm zuschrieben. Am Ende opferten sie ihm gar als „„dem hülfreichen, Unheil abwendenden Gotte"". Alexander hatte seine Freude daran, glaubte es am Ende selbst und wußte sich nicht wenig damit, daß er nicht bloß des höchsten Gottes Sohn, sondern auch im Stande sei, selbst Götter zu schaffen. Es läßt sich denken, daß um jene Zeit Manche aus Alexanders Umgebungen schlechten Vortheil von der Göttlichkeit Hephästion's hatten, indem sie auf die Beschuldigung hin, daß sie der allgemein anerkannten Gottheit ihre Verehrung versagten, der Gnade des Königs für verlustig erklärt und fortgejagt wurden.

„So fehlte z. B. nicht viel, daß Agatholles aus Samos, einer der Unterfeldherren des Alexander, bei welchem er sehr viel gegolten, zu einem Löwen eingesperrt worden wäre, weil man über ihn ausgesagt hatte, er hätte im Vorbeigehen an des Hephästion Grab Thränen vergossen. Zum Glück kam ihm noch Perdikkas mit der bei allen Göttern und bei Hephästion selbst eidlich betheuerten Versicherung zu Hülfe, daß ihm auf der Jagd Gott Hephästion sichtbarlich erschienen sei und ihm befohlen habe, Alexandern zu sagen, er solle des Agatholles schonen: denn er habe nicht aus Unglauben, und als ob er ihn für todt hielte, geweint, sondern weil er seiner ehemaligen Freundschaft mit ihm gedacht habe.

„Schmeichelei und Verleumdung hatten also in dieser

Schwachheit Alexanders einen trefflichen Spielraum gefunden. Gerade wie der Feind bei einer Belagerung nicht die hohen, steilen und sichern Punkte der Festung angreift, sondern wo er eine niedrige, oder schlecht verwahrte und baufällige Stelle gewahr wird, gegen diese mit aller seiner Macht anrückt in der sichern Erwartung, von hier aus am leichtesten in die Stadt eindringen und sie nehmen zu können: so richten auch die Verleumder ihre Maschinen immer gegen die schwache, mürbe und zugängliche Seite des Gemüths und erstürmen es, ohne daß sich dasselbe zur Wehre setzt, ja, ohne daß es den Angriff auch nur gewahr wird. Sind sie aber einmal eingedrungen, so hausen sie darin wie in einer eroberten und unterjochten Stadt, sengen und brennen, morden und jagen hinaus, was ihnen beliebt.

„Ihre Maschinen aber sind Lug und Trug, Meineid, unablässiges Zusetzen, Unverschämtheit und Schurkerei tausendfältiger Art, und vor allen die Schmeichelei, die Verwandte oder vielmehr die leibliche Schwester der Verleumdung. Und wirklich ist kein Mensch so edel gesinnt, und hat einen so diamantenen Wall um die Brust, der nicht bisweilen den Angriffen der Schmeichelei nachgäbe, während die Verleumdung in aller Stille die Grundmauern untergräbt.

„Aber auch im Innern des Hörers selbst gibt es Verräther, welche dem Belagerer hülfreiche Hand bieten, den Zugang ihm öffnen und auf alle Weise die Eroberung befördern. Da ist zuerst das allen Menschen natürliche Verlangen nach Neuem, und der Ueberdruß an Dem, was man hat: sodann die Neigung, mit besonderer Aufmerksamkeit solche Aussagen Anderer zu vernehmen, die etwas Auffallendes haben. Denn es ist in der That ein ganz eigenes Vergnügen, das wir Alle daran finden, heimliche Zuflüsterungen, wodurch Andere verdächtig werden, anzuhören; und ich kenne Leute, deren Ohren durch eine Verleumdung eben so angenehm gekitzelt werden, als ob sie sich mit einer Feder darin krauten.

„Beginnt also der Gegner seinen Angriff, unterstützt von solchen Verbündeten, so erfolgt die Einnahme im Sturme: und könnte der Sieg schwer sein, wo kein Widerstand und keine Abwehr solcher Anfälle stattfindet, sondern der Hörer sich gutwillig ausliefert, der Verleumdete selbst aber von dem feindlichen Anschlage Nichts weiß? Denn dieser wird, wie die Einwohner einer bei Nacht eroberten Stadt, gleichsam im Schlafe todtgeschlagen.

„Und nun wie schmerzlich, wenn der Eine, gänzlich unwissend, was vorgegangen, dem Freunde heiter und harmlos, und nichts Arges sich bewußt, entgegen tritt, und während man ihn von allen Seiten belauert, spricht und handelt, wie gewöhnlich — und wenn denn der Andere, wofern er einige Redlichkeit und Offenheit in seinem Charakter besitzt, seinen Zorn sogleich ausbrechen läßt, und seine ganze Galle gegen ihn ausschüttet, am Ende aber, wenn er des Erstern Rechtfertigung vernommen, zur Einsicht kommt, daß er sich ohne allen Grund gegen seinen Freund hat erbittern lassen!

„Ist er aber ein Mann von unedler und kleinlicher Denkungsart, so empfängt er den Freund mit freundlichem Lächeln auf den Lippen, während er im Stillen die Zähne knirscht vor Haß, und, wie der Dichter sagt, im Herzen über Rache brütet. Wahrlich, ich kenne nichts Schlechteres, nichts Niederträchtigeres, als mit verbissenen Lippen Galle zu kochen und den verschlossenen Haß zu nähren, Anderes im Herzen zu bergen, Anderes zu reden, und unter heiterer und lustiger Maske eine höchst leidenschaftliche und unheilvolle Tragödie zu spielen! Dies geschieht dann zumal, wann Derjenige, welcher einen Andern verleumdet, für einen alten Freund von Diesem gilt. In diesem Falle will man gar kein Wort zur Rechtfertigung des Angeschuldigten, weder von diesem selbst, noch von einem Anderen anhören, indem man im Voraus annimmt, eine Anklage, wenn sie sogar von einem vieljährigen Freunde herrühre, könne gar nicht anders als glaubwürdig sein, ohne zu bedenken, daß auch unter den Vertrautesten vielfältige Veranlassungen des Hasses eintreten können, wovon Andere Nichts ahnen. Nicht selten beeilt man sich auch, dem Andern zur Last zu legen, wessen man selbst schuldig ist, um dem Verdachte gegen sich selbst zuvorzukommen. Ueberhaupt wird sich wohl Niemand getrauen, einen offenbaren Feind zu verleumden, weil eine gehässige Aussage, deren Ursache zu Tage läge, schwerlich Glauben fände; sondern am liebsten verleumden die Leute Solche, die man für ihre Freunde hält, indem sie dadurch den hohen Grad ihrer Anhänglichkeit gegen den Dritten zu erkennen geben wollen, als ob sie um seines Besten willen auch ihrer Busenfreunde nicht verschonten.

„Auch fehlt es nicht an Leuten, die, wiewohl sie in der Folge eingesehen haben, daß man ihre Freunde mit Unrecht bei ihnen angeschwärzt hat, gleichwohl aus Schamgefühl über ihre Leichtgläubigkeit es nicht von sich erhalten können, sie an sich kommen zu lassen oder sie auch nur eines Blickes zu würdigen, als hätten sie selbst Unrecht dadurch erlitten, daß sie nichts Unrechtes an ihnen entdeckten.

„So ist das menschliche Leben voll von dem Unheil, welches leichthin geglaubte und ohne Prüfung angenommene Verleumdungen stiften. Antia bei Homer sagt:

Tod dir, oder, o Prötus, erschlage du Bellerophontes,
Welcher frech zu Liebe mir nahete, wider mein Wollen;

da doch sie es gewesen war, welche den Jüngling zum Bösen versuchte, aber von ihm abgewiesen wurde. Und wie wenig fehlte, so wäre der Schuldlose im Kampfe mit der Chimära umgekommen, und, zum Lohne für seine Sittsamkeit und seine Achtung, vor den Rechten des Gastfreundes den Ränken eines verbuhlten Weibes unterlegen? Durch eine ganz ähnliche Aussage gegen ihren Stiefsohn Hippolytus brachte es Phädra dahin, daß der Vater dem Sohne fluchte, der Nichts, auch nicht das Geringste verbrochen hatte.

„„Sehr wahr,““ höre ich sagen; „„allein bisweilen kann doch ein Angeber sehr glaubwürdig erscheinen, und alle Aufmerksamkeit verdienen, wenn er sonst für einen rechtlichen und verständigen Mann gilt, und noch nie eine Schlechtigkeit dieser Art begangen hat.““ Gab es je, frage ich, einen rechtlicheren Mann, als Aristides? Und doch verband er sich mit einigen Andern zu des Themistokles Sturz und hetzte das Volk wider ihn auf, weil ihn derselbe politische Ehrgeiz, wie Jenen stachelte. Aristides war also, im Vergleich mit Andern, allerdings ein rechtlicher Mann; allein er war ein Mensch, der Galle hatte, wie jeder Andere, und dem Einen zugethan war, einen Andern haßte.

„Und wenn der Sage von Palamedes zu glauben ist, so hat der verständigste aller Achäer (Ulysses), so rechtschaffen er in allen andern Stücken war, dennoch aus Neid gegen seinen Freund und Blutsverwandten, der mit ihm zu derselben Unternehmung ausgezogen war, Ränke zu dessen Untergang geschmiedet. So allgemein und den Menschen angeboren ist also die Schwachheit, dergleichen Fehler zu begehen.

„Brauche ich noch des Sokrates zu erwähnen, der mit so großem Unrecht bei den Athenern als ein gottloser und gefährlicher Mann verleumdet wurde? Oder des Themistokles und Miltiades, die man nach so großen Siegesthaten der Verrätherei an Griechenland verdächtigte? Ich hätte Beispiele zu Tausenden, wenn sie nicht schon größtentheils allbekannt wären.

„Was hat nun der vernünftige Mann zu thun, wenn er entweder an der Wahrhaftigkeit (des Verleumders) oder an der Tugend (des Verleumdeten) zweifeln soll? Ich denke dasselbe, was schon Homer in seiner Dichtung von den Sirenen angedeutet hat, wenn er räth, an jenen süßlockenden, aber verderblichen Tönen vorüber zu segeln und sich die Ohren zu verstopfen; also sein Gehör nicht Leuten zu öffnen, die von Leidenschaft eingenommen sind, sondern die Vernunft gleichsam als scharfprüfenden Thürhüter an den Eingang zu stellen, und nur das Würdige an sich kommen und sich anvertrauen zu lassen, alles Schlechte hingegen abzuweisen und auszuschließen. Es wäre doch wohl ungereimt, da wir Thürhüter an unsere Häuser stellen, wenn wir die Ohren und das Gemüth offen stehen ließen.

„Naht sich also Einer mit einer solchen nachtheiligen Aussage, so untersuche man die Sache an und für sich selbst, und lasse sich weder von des Redenden Alter, noch von seinem sonstigen Charakter, noch auch von seiner geschickten Art der Darstellung irre machen. Denn gerade je mehr Ueberredungskunst er besitzt, desto sorgfältigere Prüfung ist nöthig. Man traue also nicht dem Urtheile oder vielmehr der Leidenschaft des Anklägers, sondern behalte sich die Untersuchung der Wahrheit selbst vor, rechne ab, was Jener etwa aus Haß gesagt haben könnte, suche sich auf's Klarste von den Gesinnungen beider Theile zu unterrichten, und entschließe sich erst nach solcher Prüfung zur Abneigung gegen den Einen und zur Liebe gegen den Andern. Allein vor derselben es zu thun, und von dem ersten nachtheiligen Worte schon sich in Bewegung setzen zu lassen, wie unmännlich wäre Dies, wie niedrig, wie so gänzlich widerrechtlich!

„Uebrigens ist die Ursache von allem Diesem, wie ich im Eingange sagte, die Unwissenheit und das Dunkel, in welches der wahre Charakter des Einzelnen gehüllt ist. Wollte ein Gott unsere Herzen einander offenbaren, o wie schnell würde die Verleumdung in den Abgrund entfliehen, da sie vor der Wahrheit, von deren Lichte dann alle Dinge erhellt wären, nicht bestehen könnte!"

Was sagen Sie, ist diese Abhandlung nicht vortrefflich? Und wer sollte es glauben, daß sie von Lucian von Samosata, dem Fürsten der klassischen Spötter, ist?

Der Fall mit Hermes hat indessen das Eigenthümliche, daß sich die Verleumdung erst nach seinem Tode recht an ihn gemacht hat. So lange er lebte, war er, einige kleine Versuche abgerechnet, in großen Ehren, und Niemand wagte, mit der Verdächtigung offen hervor zu treten. Auch Sie wissen es ohne Zweifel, wie gefeiert der Name Hermes zu dessen Lebzeiten am Rheine und in Westphalen gewesen. Nun aber lesen Sie die neueste Schrift des Professors Elvenich: Der Hermesianismus und sein römischer Gegner Johannes Perrone, und Sie werden staunen. Denn welches Zerrbild hat der genannte Jesuit von Hermes entworfen, wie hat er alle wahren Züge desselben verzogen, entstellt und zur Karrikatur gemacht! Hat der genannte Pater recht, so war Hermes wirklich Nichts, als ein beschränkter Kopf und ein elender, abgeschmackter Mensch und Neuerer, und dieser beschränkte Kopf, dieser elende, fade Mensch hat fast alle Bewohner am Rheine und in Westphalen, ja zum großen Theile selbst von Deutschland, so lange er gelebt, hinter das Licht geführt, und nur einigen Wenigen war es vorbehalten, die Seichtigkeit, die Geistlosigkeit, die dumme Neuerungssucht dieses mittelmäßigen Mannes, nach seinem Tode an's Licht zu bringen, und den Beweis zu führen, wie der römische Jesuit Perrone sehr zart andeutet, daß die Deutschen, die sich durch ihn täuschen ließen, Tölpel waren! — Wissen Sie, wo Varus die deutschen Tölpel hat kennen lernen?

Ich eile zum Schlusse, der ohnehin zu lange auf sich hat warten lassen. Doch darum muß ich Sie noch geschwinde bitten, das sechste Kapitel im zweiten Buche der Makkabäer zu lesen, in welchem die Hinrichtung des Eleazar erzählt wird, und dann, wenn Sie Gelegenheit dazu finden, die im Jahre 1840 zu Augsburg erschienene Schrift: Leben und Wirken der Maria Ward, der Stifterin des Institutes der englischen Fräulein, zu lesen. Was mich betrifft, so weiß

ich kaum, wer größere Standhaftigkeit im Kampfe mit der Widerwärtigkeit des Schicksals an den Tag gelegt hat, Eleazar oder Maria Ward? Aber das ist gewiß, daß beide Charaktere sind, die unsere Bewunderung verdienen.

Ihnen aber, verehrungswürdiger Mann, bezeuge ich meine Hochachtung. Peter Paul Frank.

△ Der Adel deutscher Nation.

Siegen, den 12. Juni.

Der deutsche Adel verdankt seine Entstehung zufälligen Verhältnissen. Die Reichsfürsten waren dem Kaiser unentbehrlich und wußten ihre Stellung wohl zu benutzen, um sich nach und nach unabhängig zu machen. Unterordnung, Wirksamkeit für ein Ganzes war ein wenig beliebter Gedanke, Jeder war gern so frei, wie der Vogel in der Luft. Wie die Reichsvasallen, so verfuhren auch die Aftervasallen, und wie aus jenen der hohe Adel, so entstand aus diesen der niedere Adel. Der Adel kümmerte sich um Kaiser und Volk nicht, er hing aber unter sich eng zusammen. So haben wir die eigenthümliche Erscheinung, daß im Mittelalter die adeligen Herren Deutschlands und Frankreichs sich als nähere Verwandte betrachten, als ihr eigenes Volk. Der deutsche Adel zeichnete sich vor dem übrigen weiter nicht vortheilhaft aus; vielmehr während es in den andern Ländern der obersten Macht früher gelang, sich zu konsolidiren, riß er hier einen Zipfel nach dem andern von dem Mantel der kaiserlichen Majestät ab, um damit seine erborgte Würde auszuschmücken. Und wie er die kaiserliche Macht schwächte, wollte er herrisch dem Volke gegenüberstehen. Er hielt es oft in den großen Kämpfen mit dem Papste, wenn die Städte treu ihrem Kaiser anhingen, er befehdete die Städtebünde und hemmte, wo er konnte, die politische Bildung des Volkes. Nur Einzelne schlossen sich dem Hofe an, die welche ohne Besitz waren, die wurden der Dienstadel. So hatten auch die adeligen Grundbesitzer ihre Dienstmannen, welche ihnen Frohndienste thun mußten, welche auch dann, als die Letzteren Grundeigenthum sich erworben hatten, fortdauerten. Auf diese Weise war aber von einem freien Besitz keine Rede, sondern die Dienstleute hatten nur den Genuß. So erwarb sich der Adel das Recht der Hoheit und zugleich wegen seines Verhältnisses zum Hofe mancherlei Privilegien, besonderen Gerichtsstand, Abgabenfreiheit u. dgl. Die Rechte des Volkes waren ziemlich auf Nichts zurückgeführt, der Adel hatte Alles. Das wurde mit der Zeit aber nicht blos dem Volke, sondern zuerst den Fürsten unbequem, da diese wenig ausrichten konnten, wenn es der Adel für besser hielt, sich, die kompakte Masse, als stärkere Macht dem Willen des Fürsten gegenüber zu stellen. Im siebzehnten Jahrhundert wurde das Streben der Fürsten nach Autonomie deutlicher, überall traten sie der Willkür des Adels entgegen, und meist siegreich. Nur hier und da retten sich die Reste vollkommener Adelsherrschaft bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts herüber, wie in Polen; an anderen Orten gründet sich aber die fürstliche Macht fest, wie ein Fels, und dies war besonders in Preußen der Fall, wo der große Kurfürst als Begründer dieser Richtung angesehen werden muß. Man erreichte aber seinen Zweck besonders durch die Bildung der Beamtenmacht. Dann kam die französische Revolution, und da wurde es überall anders; die Predigt der Menschenrechte, von Freiheit und Gleichheit, hatte wenigstens den Erfolg, daß die Leibeigenschaft abgeschafft und durch Aufhebung des deutschen Reiches der Adel mit der Reichsunmittelbarkeit seine meisten Vorrechte verlor. Der Adel wurde blos persönlicher Adel.

Das Volk befreite Deutschland von der Fremdherrschaft, nicht der Adel. An das Volk erging der Aufruf des Königs, nicht an den Adel. Es gab keine besondere heilige Schaar, welche der Adel gebildet hätte; er war in das Volk aufgegangen, er hatte seine alten Erinnerungen vergessen, oder sie verschwanden, wo sie nicht ganz vergessen waren, in dem Drange großer Ereignisse. Friedrich Fouqué faßte den Adel poetisch auf. Kurz, es schien die Vergangenheit für immer begraben. Jedoch als die heilige Sache durchgekämpft war und die Bourbonen den Thron bestiegen, da rührte sich überall wieder das Alte. Der Adel suchte seine alten Vorrechte hervor und zu halten, was sich noch halten ließ, und wiederzuerobern, was verloren war. Auf dem Wiener Kongresse wurden die Ansprüche des hohen Adels berücksichtigt; die mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsstände, Fürsten und Grafen, sollten ferner zum hohen Adel gehören und in den betreffenden Staaten die ersten Standesherren sein. Die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren behielten die Patrimonialgerichtsbarkeit. Dieser hohe Adel wurde durch Einführung konstitutioneller Verfassung in das politische Leben hineingezogen, während der niedere Adel dem Volke einverleibt wurde. In den nicht konstitutionellen Staaten aber blieb der Adel in seiner besonderen Stellung, er ging nur darauf aus, seine alten Privilegien sich allmälig zu verschaffen. Somit ist er meist gegen konstitutionelles Leben und daher auch in den konstitutionellen Staaten selbst ein Hinderniß gegen des Staates Verfassung. Er hat, um das alte Feudalwesen in's Leben zu rufen, und den Ansprüchen nichtadeliger Grundbesitzer auf gleiche Rechte entgegenzutreten, zu besonderen Verbindungen sich vereinigt, deren Statuten gesetzlich bestätigt sind. So ist der hohe rheinisch-westphälische Adel in 30 Standesherren als Bund vereinigt, in dem jeder Ritter 16 Ahnen und ein Einkommen von 5000 Thlr. nachweisen muß. Dieser Bund hat besondere Freiheit in der Erbfolge, kann Majorate stiften, Söhne enterben u. s. w., und diese Privilegien sind vom Könige genehmigt, obgleich der Bund als solcher keine Bestätigung erhalten hat und sich nur stillschweigend als Korporation betrachtet. Die gegenseitigen Verpflichtungen sprechen aber die Tendenzen deutlich genug aus, sie hassen die akatholischen Mächte, sie verachten das Bürgerthum, sie haben für sich eine besondere hohe Schule gestiftet. Und ähnliche Reaktionen gegen die Zeit finden wir unter dem kurhessischen, holsteinischen und mecklenburgischen Adel. Das Landrecht legt zwar in Preußen dem Adel die Verpflichtung auf, für die Vertheidigung und äußere Würde des Staates besonders zu sorgen, indem es ihn den ersten Stand nennt; jedoch praktisch ist die Gesetzgebung der folgenden Zeit nicht in die Fußstapfen des Landrechts getreten. Erst seit dem Jahre 1840 treten wieder die reaktionären Bestrebungen hervor. Er will aber heutiges Tages Mehr, als früher; zwar will er auch das Recht der Erstgeburt für die Erbfolge im Grundbesitz sich wieder verschaffen, aber er will auch durch intellektuelle und materielle Mittel sich heben, er sucht sich für das politische Leben auszubilden, er thut noch mehr, er macht selbst, wie die bürgerlichen Menschen, auf seinen Gütern große Fabrikanlagen. Ein Zeichen, daß die Zeit und ihr Einfluß sich nie ganz verleugnen läßt, daß für den Adel die Epoche neuer politischer Bildung gekommen ist. Soll diese aber eine vollkommene werden, so ist es nothwendig, daß der Adel seine Isolirung aufgebe, keine persönlichen Rechte für sich beanspruche. Er darf nicht vorzugsweise berufen sein, die nächste Umgebung des Regenten zu bilden, er darf nur den Grundbesitz repräsentiren. Das Vorrecht darf nur an dem Grundeigenthümer, nicht an der Person haften. Noch haben die Rittergüter Patrimonialgerichte, Hoheitsrechte. Diese sind zunächst aufzuheben, um einen Adel des Grundbesitzes zu bilden. In diesen sollte der alte persönliche sich umgestalten, und die Standesherrschaft wäre schon ein Uebergang dazu, wenn sie sich nicht vom Volke isolirte und gegen landständische Verfassung wäre. Bekanntlich ist durch die Ernennungen bei der Huldigung einem solchen Besitzadel schon vorgearbeitet. Die Gebildeten im Adel finden selbst die persönlichen Vorrechte ihres Standes ebensowenig natürlich, als das Volk; die Zeit, wo der Adel die Bildung repräsentirte, ist längst vorüber, und die großen geschichtlichen Erinnerungen, in denen der Adel lebte, sind verwischt durch die Großthaten des Volkes. So kann in der Zukunft der Adel nur dann ein geehrter Nationaladel sein, wenn er sich stets aus dem Volke erneut, mit dem Volke in stetem Zusammenhange bleibt, indem er an das Eigenthum gebunden ist. Das ganze Volk muß adelsfähig sein, der Adel wird so die Stärke, die Blüte des Volkes repräsentiren. So ist es in England, und darum dort der Adel stark und nicht blos in seiner Geschichte, sondern in der Geschichte des Reiches gepriesen, er gab dem Volke seine Freiheit, er wurde der Gründer der Größe Englands.

☼ Das Dienstgeheimniß und das Oberzensurgericht.

Vor einiger Zeit hat das Oberzensurgericht in Berlin eine Schrift, welche der Lokalzensor gestrichen und der auch das Oberzensurgericht selbst die Druckerlaubniß verweigert hat, einer anderen Staatsbehörde zur Einsicht und Maßnahme mitgetheilt. Dieses Verfahren des Oberzensurgerichts ist von der Tagespresse angegriffen worden, und das angegriffene Gericht hat sich in offiziellen Artikeln vertheidigt. Man hat aus der Art dieser Vertheidigung geschlossen und aus anderweitigen Quellen für gewiß ausgegeben, daß dem Oberzensurgericht eine amtliche Verpflichtung zu solchen Mittheilungen obliege, aber hiergegen hat wieder dieser Tage eine offizielle „Berichtigung" behauptet, daß dies keineswegs der Fall sei. Diese Versicherung gibt uns wieder das Recht, das Verfahren des Oberzensurgerichtes einer Kritik zu unterwerfen, während wir früher nur den Zwang zu einer solchen Mittheilung hätten tadeln können, aber das Gericht freisprechen müssen. Möge man daher unter diesen Umständen die nachfolgenden Betrachtungen für gerechtfertigt ansehen.

In unserer Beamtenwelt gibt es eine gewisse unbekannte Größe, ein nicht zu entschleierndes Etwas, dessen Umfang und Gränzen zu bestimmen sehr schwer fällt, — es ist das das „Dienstgeheimniß" oder die „Amtsverschwiegenheit". Man kann jedes Kind auf der Straße fragen, es weiß, daß die Beamten zur Bewahrung des „Dienstgeheimnisses" verpflichtet sind, aber welche Gegenstände unter dieses Geheimniß, das füglich auch eine Stelle in der „Mystères"-Literatur einnehmen könnte, gehören, wieweit sich dasselbe erstreckt, das weiß Niemand von uns, und vielleicht nicht einmal die Beamten selbst. Die einzigen Grundsätze, welche hierüber als normgebend gelten können, sind die der Gerechtigkeit, der Zweckmäßigkeit, der Würde der Behörden und die der Diskretion des gemeinen Lebens. Allein alle diese Grundsätze haben wächserne Nasen, man kann sie ausdehnend und einschränkend, je nach der jedesmaligen konkreten Sachlage und je nach eigenen Gelüsten und Neigungen, auslegen und anwenden. So gibt es denn einige Gegenstände der Amtsführung, hinsichtlich deren man sich zu unbedingtem Schweigen verpflichtet sieht; andere theilt man nur mit leisem Geflüster unter vier Augen sub rosa mit; noch andere werden nur vertrauten Freunden, nach einigem Zögern und Achselzucken, nach einigem wichtigthuenden, geheimnißvollen Zurückhalten, offenbart; wieder andere werden im Wirthshaus unter Bekannten „bei einem Gläschen Wein" erzählt; — und so geht es herab bis zu denjenigen, hinsichtlich derer man sich zu gar keinem Schweigen verpflichtet sieht.

Mit diesen „allgemeinen Grundsätzen" langt man also nicht aus. Ein so wichtiger Gegenstand,

wie die Amtsverschwiegenheit, von der in vielen Fällen das Glück und die Ruhe der Staatsbürger wesentlich abhängt, kann und darf nicht dem rein subjektiven Ermessen jedes einzelnen Staatsbediensteten anheim gestellt werden, es muß eine positive Norm darüber existiren. Hier hat man nun zwischen zweien die Wahl. Entweder muß es heißen: Die Staatsdiener und die Staatsbehörden dürfen über Alles sprechen und Alles veröffentlichen, hinsichtlich dessen ihnen nicht ausdrücklich Verschweigen und Geheimhalten zur Pflicht gemacht ist, oder: Die Staatsdiener und die Staatsbehörden müssen Alles verschweigen und Alles geheimhalten, hinsichtlich dessen ihnen nicht ausdrücklich das Reden und das Veröffentlichen oder Mittheilen erlaubt ist. Welcher von diesen beiden Grundsätzen den Vorzug verdiene, das wollen wir hier nicht weiter erörtern. Beide müssen, wenn sie ersprießlich sein sollen, zu ihren Umgebungen, d. h. zu den übrigen politischen Institutionen passen. Der erstere ist der Grundsatz der Oeffentlichkeit, unter dem denn auch manchmal die Diskretion und die Verschämtheit der privat- und häuslichen Verhältnisse leiden mag. Letzterer begünstigt die Diskretion auf Kosten der Oeffentlichkeit. Der erste Grundsatz muß gelten in den Staaten der Oeffentlichkeit, des sellgovernment's; der letzte in denen der geheimen Administration und der zentralisirenden Büreaukratie.

Bei uns scheint die letztgenannte Norm zu gelten. Denn man wird sich erinnern, daß gegen Richter, welche ein bereits gefaßtes und beschlossenes, aber noch nicht publizirtes Urtheil, besprachen und etwas davon laut werden ließen, daß gegen die Veröffentlicher eines bereits in aller Form abgestatteten amtlichen Gutachtens Untersuchungen wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses eingeleitet und geführt worden sind. In Bezug auf alle Amtsgegenstände und Handlungen gilt also die Verschwiegenheit als Grundsatz; denn in jenen Fällen waren aus der Veröffentlichung und Mittheilung keine besonders nachtheiligen Folgen zu befürchten. Nur wo die besondere Sachlage eine ganz unzweifelhafte Berechtigung zur Veröffentlichung und Mittheilung in sich trägt, darf eine solche erfolgen. Fragen wir nun, ob das Oberzensurgericht bei den Stellen, die der Lokalzensor gestrichen und denen es selbst die Druckerlaubniß versagt hat, in einem solchen Falle war.

Das Oberzensurgericht argumentirt in der offiziellen Rechtfertigung so: „Wer Etwas schreibt, um es drucken zu lassen, der schreibt für die Oeffentlichkeit. Stößt er auf diesem Wege zur Oeffentlichkeit auf Hindernisse und legt er, um diese zu beseitigen, uns seine Schrift vor, so berechtigt er uns dadurch, seine Schrift als nichts Geheimes mehr anzusehen, d. h. sie einer anderen Behörde mitzutheilen." Daß diese Schlußfolgerung an logischer Unrichtigkeit laborire, ist bereits in unseren Tagesblättern behauptet und nachgewiesen worden. Denn wenn Jemand Etwas für die Oeffentlichkeit schreibt, das Oberzensurgericht aber hält diese Oeffentlichkeit für unzulässig und verweigert sie, so kann es doch nicht eben dieselbe, von ihm eben im Augenblick verworfene Oeffentlichkeit wieder auf der anderen Seite anerkennen und als Grundlage zu einer Schlußfolgerung benutzen. Das wäre noch schlimmer, als eine contradictio in adjecto. Oder sollte das Oberzensurgericht in dem Irrthum befangen sein, daß es das Publikum mit den Behörden identifizirt, sollte es glauben, es würde dem Schriftsteller ein Ersatz und ein Trost sein, daß sein Werk, welchem der Weg zum Publikum abgeschnitten ist, doch den zu einer gewissen Behörde gefunden habe. Das setzte die Ansicht voraus, daß die Schriftsteller für die Behörden schrieben, statt für das Publikum, — eine Ansicht, gegen die sich gewiß jeder Schriftsteller, der auf seine Autorehre Etwas hält, auf das Aenglichste verwahren wird.

Die Motivirung, welche das Oberzensurgericht für sein Verfahren gegeben hat, ist wirklich eine äußerst sonderbare wegen der gänzlichen Verwechselung der Prinzipe, die in ihr vorherrscht. Es ist gerade, als wenn ein deutscher Kriminalsenat argumentiren wollte: Die Jury gibt bei ihrem Votum keine Entscheidungsgründe, also brauchen wir auch keine mehr zu geben, während es doch gerade das Wesen der Geschwornengerichte ist, daß sie nach eigenem Hören und Sehen aus ihrer auf unmittelbare Anschauung gegründeten Ueberzeugung stimmen und daher bei ihnen von wohl ausstaffirten Entscheidungsgründen keine Rede sein kann, und während wieder gerade umgekehrt bei unseren auf todte formelle Untersuchungsakten erkennenden Kriminalgerichtshöfen die einzige Bürgschaft für Gewissenhaftigkeit und Gesetzlichkeit in den genau nach der legalen Beweistheorie zu bemessenden Entscheidungsgründen beruhet.

Ebensowenig wie unser erkennender Richter in Kriminalsachen sich auf das Verfahren der Geschwornengerichte berufen und darnach sich richten kann, so wenig darf ein Oberzensurgericht seine Maßregeln durch Berufung auf die Oeffentlichkeit zu rechtfertigen suchen, denn beides widerspricht einander. So sehr man einem solchen Gericht seine Liebe für die Oeffentlichkeit hoch anzurechnen geneigt sein mag, so wenig darf man auch durch die Finger sehen, wenn dieses schöne Wort zur Rechtfertigung eines Verfahrens gebraucht werden soll, das sich schwerlich rechtfertigen läßt, und an einem Orte gebraucht werden soll, wo es in keiner Weise hingehört. Man führe nur sein Prinzip konsequent durch und greife nicht willkürlich, wenn es einmal in den Kram paßt, in das entgegengesetzte über; und wenn man eine Schrift unterdrückt, dann unterdrücke man sie auch ganz und gar, nicht bloß für das Publikum, sondern auch für die Behörden; man berufe sich für die letzteren auf eine „Oeffentlichkeit", die man für ersteres nicht gelten lassen will. Auch hier heiße es aut — aut.

---

*Zur Hermesischen Frage.

Die Mannheimer Abendzeitung schreibt vom Rhein, Ende Mai: Wir kommen abermals auf die Hermesische Angelegenheit zurück. Es ist über dieselbe unterdessen ein lebhafter Krieg in der Kölnischen Zeitung geführt worden, in welchem auf Seiten der römischen Partei der Hauptkämpfer ein gewisser Nellessen, „Pfarrer zum heiligen Nikolaus in Aachen", ist. Der Mann hat sich durch die Mittelalterlichkeit seiner Bestrebungen sehr viel italienisches Verdienst erworben. Wenn er sich nicht zu der Sprache des „Katholiken" verstiegen hat, so ist dies nicht sein, sondern das „Verdienst" der Zensur und zugleich in dem Umstand zu suchen, daß er den Ruhm seines Strebens von vorn herein nicht durch Anonymität hat verlieren wollen. Wir haben übrigens jetzt erfahren, wo die saubere Quelle ist, aus welcher der „Katholik" hauptsächlich seine gemeinen Schmähungen gegen die Professoren Braun und Achterfeldt schöpft. Die Artikel werden meist in Bonn fabrizirt, darauf in Köln approbirt und dann im „Katholiken" servirt. Wenn so viele und so wohlunterichtete Köche sich daran betheiligen, dann darf man sich allerdings nicht wundern, wenn die Gerichte so pikant ausfallen. Ob auch noch Aachener Gewürz dazu kommt, wissen wir nicht. Unwahrscheinlich ist es nicht, denn in Aachen wächst die Mittelalterlichkeit thurmhoch über die dumpfen Köpfe, und ihr Regiment ist dort drückender, als irgendwo. Die Hermesische Angelegenheit darf schon deshalb von der Tagespresse nicht vernachlässigt werden, weil der Kampf über dieselbe bedeutend zur Reinigung der dumpfen Luft in manchen Orten beiträgt. Wenn die Leute ihre Hirten, die sie für unfehlbar hielten, sich durch die krassesten Absurditäten blamiren und sogar unmoralische Prätensionen, wie es in der Hermesischen Sache geschieht, verfechten sehen, dann lockern sich die Bande des starren Regiments von selbst. Ein bedeutendes Verdienst um solche Emanzipirung hat sich der Advokat Stupp in Köln, der in der Kölnischen Zeitung bereits mehrere Lanzen mit dem Ritter Nellessen gebrochen, durch eine so eben in der Friedrich'schen Buchhandlung in Siegen und Wiesbaden erschienene, „Die Letzten Hermesianer" betitelte Broschüre erworben. Mit einer an einem Laien wirklich zu bewundernden theologischen Belesenheit bewaffnet, hat derselbe die Römlinge auch auf dem theologischen Felde völlig aus dem Sattel gehoben und hält ihnen zugleich mit einer sehr eindringlichen, populären Beredtsamkeit eine moralische Standrede, die ihnen sicher in's Gewissen sprechen wird, wenn sie eins haben. Es deckt sich wahrlich in dieser Sache ein solcher Sumpf von Heuchelei und moralischer Fäulniß auf, daß man seinen Grundsätzen untreu werden und an die Polizei appelliren sollte. Was wir an der Stupp'schen Schrift vermissen, ist das Eingehen auf den juristischen Rechtspunkt. Das noch gültige rheinisch-französische Gesetz vom 18. Germinal, J. X., Art. 6, bestimmt u. A.: „Es soll in allen Fällen von Mißbrauch von Seiten der obern und andern geistlichen Personen Rekurs an den Staatsrath genommen werden." Die Fälle von Mißbrauch sind u. A. „jedes Unternehmen und jedes Verfahren, welches in der Ausübung des Kultus die Ehre der Bürger kompromittiren, willkürlich ihr Gewissen beunruhigen, gegen sie in Unterdrückung, oder in Beleidigung, oder in öffentlichen Skandal ausarten kann." Wie die Regierung gegenwärtig über Dergleichen denkt, hat sie, abgesehen vom preußischen Landrecht, in dem neuen Strafgesetzentwurf ausgesprochen, worin es (§ 622) heißt: „ein solcher Mißbrauch (ihrer geistlichen Amtsbefugnisse) findet statt, wenn die Ausübung dieser Befugnisse in Handlungen, welche das gemeine Wohl gefährden, oder in willkürliche Bedrückungen oder Verletzungen Einzelner ausartet." Sind diese Bestimmungen nicht wie für die Hermesische Angelegenheit gemacht? Hat man nicht durch den Gewissenszwang, wodurch man die Professoren Achterfeldt und Braun in die Alternative brachte, entweder als Heuchler ihren Posten zu behalten, oder als ehrliche Männer ihn zu verlieren, hat man nicht dadurch „Bedrückungen und Verletzungen Einzelner", wie „Gefährdung des gemeinen Wohls", welches mit Heuchelei und Immoralität nicht bestehen kann, sich zu Schulden kommen lassen? Wahrlich, es muß hier mit kräftiger Hand eingeschritten und die mit allen gemeinen Mitteln der mittelalterlichen Gewalt aus den Fugen gerückte moralische Welt wieder in's Gleiche gebracht werden. Die dunkele Partei ist an allen Enden mit verzweifeltem Eifer thätig, ihr Terrän wiederzugewinnen und auszubreiten, und ihr entgegenzuarbeiten ist auch die Pflicht der Freunde des politischen Fortschrittes, denn ein solcher Fortschritt ist nicht möglich, so lange die Köpfe der Menge in römischen Netzen gefangen gehalten werden. Nun noch eine Frage an die Bonner katholische Fakultät. Die philosophische Fakultät zu Berlin hat sich des Dozenten Nauwerck angenommen, als ihm zu nahe getreten wurde; die theologische Fakultät zu Freiburg hat sich des Herrn v. Hirscher angenommen, als ihm zu nahe getreten wurde. Ist denn die Fakultät zu Bonn ausgewandert oder todt, oder billigt die ganze Fakultät solches Verfahren? Wohlan, dann ist zu hoffen, daß die Mitglieder derselben recht bald eine ähnliche Probe zu bestehen haben werden, wie ihre Kollegen Braun und Achterfeldt. Uebrigens geben wir die Hoffnung nicht auf, daß wenigstens die Herren Dieringer und Walther, welche die Sache vom theologischen und juristischen Standpunkte gehörig beurtheilen können, nächstens für die Hermesianer in die Schranken treten werden.

Zur Literatur und Unterhaltung.

Bei der Verurtheilung Daniel O'Connells.)

Sie legten ihre Art an diesen Stamm,
Doch treibt er noch Geschosse, frisch und säftig,
Sie rüttelten an diesem festen Damm,
Doch wankt er nicht, noch steht er stark und kräftig!
O, sinke nicht, du letzte, letzte Wehr,
Du Anker, den sie liebend All' umfassen,
Wenn du versinkst, gibt's keine Rettung mehr,
Und trostlos irrt dein Volk dann und verlassen!

Ja, ja, es ist das ewig-neue Spiel
Den Freiheitsfreund in Fesseln einzuschlagen,
Ein solches Herz ist stets der Argen Ziel,
— Und Keiner wagt's, ein Wort dazu zu sagen?
Nein! — „Friede" war ja selbst sein letztes Wort,
Als über ihn der herbe Spruch ergangen,
Und stark ging er vom schwachen Richter fort,
Ob Thränen auch in Aller Augen drangen!

So geht ein Mann, der ohne Schwertschlag schlägt,
Den Sieg weiß ohne Kampf herbeizuführen,
Der wohl die schönste aller Kronen trägt,
Die staubgeborne Völkerhäupter zieren!
Sei ruhig, Volk, noch lebt dein treuer Hort!
Versprach er's nicht, er wolle für dich wachen?
So lang ein solcher Steurer an dem Bord,
Laß immerzu des Schiffes Fugen krachen!

Dann eines Morgens wirst du aufersteh'n
Nach wilder Nacht, der angst- und bangdurchwachten,
Dein Heimathland wird herrlich vor dir steh'n
In Hoffnungsgrün, im Schimmer der Smaragden!
Grün Erin, glaub's, du wirst dereinst noch blüh'n,
Wenn and'rer Länder Reiz schon längst zerfallen!
Wenn sie im letzten Schutt verkohlen und verglüh'n,
Wird deine Siegeshymne noch erschallen!

Dr. Daniel Fenner von Fenneberg.

*) Vom Verf. dem Sohne des Verurtheilten überreicht zu Schwalbach am 7. Juni d. J.

*Eduard Westburg,
oder
die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

In dem Hause, worin die Verschworenen sich versammelt hatten, herrschte jetzt nicht mehr die Lebendigkeit, welche stattfand, als Eduard durch das Verhängniß hineingeführt wurde. Dubois hatte diese Wohnung für Kroonenburg gemiethet, und sie hatte schon mehr als einmal zum Sammelplatze der Verschworenen gedient. Diese hatten nun das Haus verlassen und eine alte Frau war jetzt beschäftigt, das Zimmer des oberen Stockes, welches zum Versammlungssaale gebraucht worden war, wieder in Ordnung zu bringen. Nur noch ein einziger von den Gästen befand sich in der Stube. Das Haupt auf die Hand gestützt, schien er in tiefen Gedanken versunken und hielt die Augen unabgewandt auf ein Papier gerichtet, welches vor ihm lag. Es war Dubois. „Euer Gang dauert lange," sprach er bei sich selbst, „sehr lange, Herr Verney oder Kroonenburg. Ha! ha!" fuhr er mit höhnischem Lächeln fort, „wie habe ich ihn in meiner Gewalt! die Hoffnung, Vergebung seiner Sünden bei Gott zu erlangen, hat ihn bewogen, sich mir hinzugeben. Nun, mag er sich nur meiner Leitung anvertrauen; er ist ein gutes Werkzeug in meinen Händen, der Thor! Er denkt, ich nähme Antheil an dem Heil seiner Seele. Wäre es nicht der Erbschaft wegen, wahrlich! ich hätte schon längst etwas Anderes mit Euch angefangen, bußfertiger Sünder! Doch, ich treibe mein Spiel etwas zu grob mit ihm; es ist Zeit, daß er vom Schauplatze verschwindet. Weg mit dieser Verschwörung, an der ich so sehr wider meinen Willen Theil nehme! Doch, ich muß die Gewalt ehren, welche über mir steht; aber laßt diese Sache einmal zu Ende sein, dann soll mir die Erbschaft nicht entgehen. Ich werde ihm die Hölle mit dunkeln Farben schildern und seine Missethaten noch schwärzer machen, als er selbst sie ansieht. Hab' ich ihm doch schon als einziges Mittel zur Vergebung seiner Sünden und zur Befreiung von der ewigen Strafe dahin gebracht, daß er die Welt verlassen und in ein abgelegenes Kloster gehen will. Vorerst jedoch muß er mir unter seinem wahren Namen Vollmacht geben, sein Vermögen und die ihm gehörenden Besitzungen in Empfang zu nehmen. Doch," fuhr er fort, „wenn das wirklich wäre, was ich nur vermuthe und beinahe für gewiß halte, wenn er das entdeckte...."

Hier wurde er in seinen Gedanken durch die Ankunft Mathildens gestört, welche bleich und entstellt vor ihm stand.

Bei dem ersten Anblick dieses Mädchens stand er einigermaßen bestürzt da. Er hatte geglaubt, Kroonenburg eintreten zu sehen. Bald aber war jede Spur von Bestürzung aus seinem Gesichte verschwunden und kalt und halb unwillig richtete er das Wort an sie.

„Was führt Dich hierher, Mathilde, und wie hast Du erfahren, daß ich mich hier befinde, da ich der Familie Velsen gesagt habe, ich wolle eine Reise machen?" fragte er, indem er ihr scharf und mißtrauisch in die Augen sah.

„Ich habe Verney gesprochen," antwortete Mathilde; „er hat mir gesagt, wo ich Dich finden könnte. Daß Du die Stadt verlassen hättest, glaubte ich nicht; aber ich bin froh, daß ich Dich gefunden habe, denn es ist eine Sache von Gewicht, die mich jetzt zu Dir führt."

„Sicherlich wieder das gewöhnliche Lied," versetzte Dubois, „Du hast gewiß wieder Geld für den Beweis Deiner Schwachheit und Schande nöthig. Da," fuhr er fort, indem er ihr eine gefüllte Börse zuwarf, „da! Aber jetzt entferne Dich, meine Augenblicke sind zu kostbar, um sie mit Dir zu vergeuden."

„Behalte Dein Geld!" rief Mathilde und warf ihm die Börse vor die Füße. „Ich habe es nicht nöthig und will aus Deinen Händen Nichts mehr empfangen. Jedes Verhältniß, das zwischen uns bestanden, hört auf; nicht länger mehr will ich Dir, Ungeheuer, behülflich sein, die Tugend zu Falle zu bringen. Dies Dir bekannt zu machen, ist das Einzige, was mich hierher führt....."

„Mathilde! treulose Mathilde! meineidiges Weib!" sprach Dubois feierlich, indeß seine Augen Blitze schossen, „gedenke meiner Worte: „werde nicht meineidig, Mathilde, denn sonst wird meine Rache furchtbar sein!"

„Deine Rache? Ich trotze ihr. Statt Dir behülflich zu sein, werde ich trachten, Dir entgegen zu wirken; ich fürchte Dich nicht, ich bin nicht mehr, wie sonst, die furchtsame Mathilde, die Du mit Worten in Angst setzen kannst. Nein, Elender! Du hast mir Schande bereitet, aber ich werde mich wieder zu erheben wissen. Du hattest mir Treue geschworen und wiewohl ich weiß, daß Du mich verführt hast, habe ich Dir doch vergeben; die Gründe, welche Dich hindern, mein Kind durch die Ehe zu legitimiren, habe ich geachtet; ich habe Alles gethan, was ich konnte. Aber Du, Lorenzo, wie hast Du mir meine Liebe zu Dir, meine Anhänglichkeit an Dich vergolten? Mein Kind hast Du mir gewissermaßen gestohlen, und um dasselbe wieder zu bekommen, habe ich mich erniedrigen müssen, ein Werkzeug in Deiner Hand zu werden und Zwietracht auszusäen, da wo Liebe wohnte. Einer wichtigen Ursache wegen mußte ich Elisabeth von Eduard abwendig machen; und was war diese wichtige Ursache? Lediglich, wie ich jetzt erfahren, um Deine niederträchtigen Absichten auf sie zu befördern. Zweimal, Du Frevler, hast Du ihr Deine Liebe erklärt und sie um ihre Hand gebeten; willst Du an ihr ebenso handeln, wie Du es an mir gethan hast, und kannst Du denken, daß ich Dir dazu behülflich sein soll?"

„Du vermeinst meine Absichten sehr gut zu kennen," sagte Dubois, „aber Du irrst gewaltig, wenn Du das denkst. Ich kann und will Dir von meinen Handlungen keine Rechenschaft geben und wiederhole nur die Frage: Mathilde, bleibst Du dem Eide getreu, den Du im Angesichte des allmächtigen Gottes geschworen hast?"

„Schweig," rief Mathilde, „und nenne diesen heiligen Namen nicht; die Gottheit wird entehrt, wenn ihr Name über Deine Lippen kommt! Ich habe geschworen, ja Lorenzo, ich habe geschworen im Angesichte Dessen, der über Sonne und Mond seinen Thron gegründet hat, und er war auch Zeuge, als ich meinen Eid brach, und daß ich dadurch keine Sünde begangen, das sagt mir mein Gewissen. In der Angst, die eine Mutter um ihr Kind fühlt, habe ich geschworen; Du hast Mißbrauch mit meinem Eide getrieben und mich dadurch zu Schlechtigkeiten, ja zu Gräueln zwingen wollen. Ich habe den Eid gebrochen, habe Elisabeth die Augen geöffnet, und gewiß haben die Engel dabei gejubelt. Meineidig bin ich allerdings, aber nicht schuldig."

„Niedriges, meineidiges Weib! Jetzt bebe vor meiner Rache. Tausend-, zehntausendfach soll sie das Haupt des Kindes treffen, dessen Vater zu sein ich bezweifeln darf!"

„Du willst mich beleidigen," versetzte Mathilde; „doch ich bin über Deine Beleidigungen erhaben, und daß Du Dich niederträchtig an meinem Kinde rächen werdest, fürchte ich nicht. Die Leute, bei denen es ist, werden Dir nicht erlauben, ihm zu nahen. Du wirst es nie wiedersehen; denn Dein giftiger und verpestender Athem würde es tödten. Feiger Spanier, niederträchtiger, falscher Jesuit, mein Kind ist vor Deiner Rache sicher!"

„Dann wird sie Dich treffen," versetzte Dubois, fast erstickend vor Wuth; „in Deinem Blute werde ich meine Rache kühlen!" und die Hand nach seinem Gürtel bewegend, wollte er seinen Dolch ziehen.

„Zurück!" schrie Mathilde, ein Pistol hervorlangend: „Keinen Schritt weiter, oder Du bist des Todes! Ich war auf Alles vorbereitet, als ich mich hierher wagte."

Der Jesuit zitterte.

„Wir haben die Rollen vertauscht," fuhr Mathilde fort; „sie, die Dir Gesetze vorschreibt, hat jetzt die Uebermacht über Dich; höre jetzt auf meinen Befehl, wie ich oft auf den Deinigen gehört habe. Ich gebiete Dir, morgen von hier abzureisen, und wagst Du es, noch länger zu bleiben, dann werde ich meine Maßregeln zu nehmen wissen, und Dein angenommener Name wird den Richter nicht abhalten, Dich als spanischen Spion zu strafen. Nun weißt Du Alles, Lorenzo. Ich vergebe dem Vater meines Kindes seine Missethat an mir!"

(Forts. f.)

*Der Weihnachtsabend eines armen Souffleurs.

(Fortsetzung.)

Die Stunden des Mittags sind vorüber. Es ist bereits zwei Uhr, als ich meinen Mantel umwerfe, und um mein Versprechen zu erfüllen, nach des Souffleurs Wohnung eile. Ich bin natürlich sehr neugierig, wie weit er mit seinem Gelde ausgereicht und welche kostbare Spielsachen, nebst diversem Nußknacker, er für seine Kleinen eingehandelt hat.

Mit jugendlicher Behendigkeit fliege ich die drei steilen Treppen hinauf; denn Flüsterfliege lebt buchstäblich, obgleich er weder Sänger, noch König ist, auf der Menschheit Höhen. So wie ich eintrete, bemerke ich schon, daß in der Familie großes Mißvergnügen herrscht; denn die Frau sitzt verdrießlich am Tische und hält den Kopf in die Hand gestützt, Rosette sitzt am Fenster mit hungrigem Gesicht und strickt ein Paar warme Strümpfe für den Vater, die Knaben hocken still im Winkel und die kleinen Mädchen unter dem Ofen bei ihrem schwarzen Freunde, dem Pudel. Adelgunde aber muß wieder das Bett hüten; denn ich sehe sie nicht. Ich erfahre den Grund dieser Verstimmung natürlich sogleich. Flüsterfliege ist bis jetzt noch nicht nach Hause gekommen; das Essen steht noch unberührt in

der heißen Ofenröhre und wartet vergeblich auf die scharfen Zähne der kleinen Familie. Rosette hat schon fast bei allen Schauspielern Haussuchung angestellt, den Vater aber nirgends aufgefunden. Indem ich mich eben fertig mache, die Frau von ihres Mannes Aufenthalte in Kenntniß zu setzen, höre ich es leise die Treppe herauf schleichen, und alsobald tritt Flüstersliege demüthig zur Thüre herein, aber unbelastet, ohne Tannenbaum, Nußknacker und Pfefferkuchen. Schon an der Schwelle legt sich sein Gesicht in Entschuldigungsfalten, dann er fürchtet über Alles eine Fluth von Vorwürfen aus dem Munde seiner strengen Gattin. Indessen wird ihm von dieser nur eine sehr verdrießliche Willkommensmiene zu Theil — wahrscheinlich genirt sie sich in meiner Anwesenheit. Darauf wird sauber gedeckt, das Essen aufgetragen, und Alle sammeln sich um den Tisch, Adelgunde ausgenommen, die über gänzlichen Mangel an Appetit klagt und im Bette verweilt. Das kleinste der Kinder aber erhält seinen Napf mit Essen auf eine kleine Fußbank, wo es in traulicher Eintracht mit erwähntem Pudel speist. Nachdem nun der älteste der Knaben ein kurzes Gebet gesprochen — Madame Flüstersliege hält streng auf diesen Akt der Frömmigkeit — beginnt die Mahlzeit.

Sauerkraut und Schweinebraten, wohl noch nie seid ihr mit größerer Wollust verzehrt worden, als heute von den hungrigen, groß und kleinen Flüstersliegen! Es ist für mich eine Wonne, zu sehen, wie die Kinnbacken arbeiten, wie die Augen glänzen, gleich der braunen Kruste des Schweinebratens, wie die jugendlichen Gesichter sich freudig röthen, wie selbst auf dem dräuenden Antlitz der Madame der Zorn einer gewissen Freundlichkeit Platz macht. Wahrlich, der Kummer der meisten Menschen guckt doch auch aus ihrem hungrigen Magen hervor. Man setze ihnen erheiterndes Sauerkraut und tröstenden Schweinebraten hin, und die Sonne des Wohlbehagens wird ihnen wieder aufgehen. Diesen Beweis liefert mir heute des armen Souffleurs wohlbesetzte Familientafel.

Nachdem das große Werk vollendet, d. h. Alles gesättigt ist, werden die Knaben wieder mit ihren Schlittschuhen auf die Straße und Rosette mit den beiden kleinen Schwestern zu der untenwohnenden Demoiselle Hähnel geschickt, und Madame beginnt:

„Nun, lieber Mann, werden wir nicht gestört, und Du kannst die gekauften Sachen heraufbringen, die Du wohlweislich unten auf dem Flur gelassen hast."

Der Souffleur sieht die Fragende mit einem halbverlegenen, halb einfältigem Gesicht an und erwiedert: „Welche Sachen, liebe Frau?"

„Alberne Frage, das Spielzeug für die Kinder."

„Ja so, die meinst Du? Hm, hm!" Er fängt zu husten an.

„Nun, keine Antwort? wo sind sie?"

„Die sind — Hm! hm! hm! weiß der Gukguk, woher ich den Husten auf einmal habe? Du mußt mir heute Abend etwas Eiweiß und braunen Zucker zusammenrühren, sonst kann ich morgen die Jungfrau von Orleans nicht souffliren."

„Es soll geschehen; aber so gehe doch und zeige uns Deine Schätze. Wie, Du zögerst? Bist Du am Ende umsonst so lange ausgeblieben, ohne Etwas zu kaufen? So gib mir das Geld, ich glaube eine bessere Wahl treffen zu können, als Du."

„Ohne Zweifel, liebe Karoline, hast Du einen besseren Geschmack, als ich, unbestritten! Sie glauben nicht, lieber Wermuth, welch einen vortrefflichen Geschmack die Frau hat. Schon in Buxtehude" —

„Bist Du schon wieder da mit Deinem Buxtehude? Behalte es bei Dir und gib mir nur das Geld."

„Ja, so, das Geld begehrst Du?"

„Ja, und dreimal ja!"

„Ganz wohl, theure Flüstersliege, aber — ich bin — ich habe" — er stockt und ich sehe ihn voll Angst und Unruhe auf dem Stuhl herumrutschen.

Mir fängt der Grund seines ängstlichen Benehmens an klar zu werden; doch bin ich neugierig, wie er sich herauswinden wird. Seine Frau ist indessen zornig aufgesprungen und tritt nun mit einer kategorischen Imperativ-Miene vor ihn hin:

„Zum letzten Male frage ich Dich, willst Du mir das Geld geben oder nicht?"

Ich sehe ihn ängstlich zittern. Er hustet, stammelt:

„Ein bescheidener Wunsch — hm! hm! — ein gerechter Wunsch — hm! hm! hm! hm! — ein Wunsch, den ich gern zu erfüllen trachten würde, wenn — hm! hm! hm! hm!"

„Wie? Du hast wohl am Ende weder Sachen, noch Geld?"

„Du hast es errathen, liebe Karoline! O Gott! mit welchem scharfen Verstande die Frau Alles durchdringt."

„Du hast die anderthalb Thaler doch wohl nicht gar" — sie macht eine Geberde des Trinkens, worauf Flüstersliege, wie beleidigt, aufspringt.

„Liebe Frau! sprich das entsetzliche Wort nicht aus, Du zermalmst meine Seele. Nein, Karoline, der Himmel hat mir einen Querstrich gemacht. Laß Dir erzählen."

„Nun, ich bin begierig, was ich erfahren werde."

Flüstersliege räuspert sich und beginnt: „Erinnerst Du Dich nicht eines jungen hübschen Schauspielers, Namens Blutbein? Er hatte immer so volle rothe Backen und trug lange schwarze altdeutsche Locken, einen flohfarbenen Frack, Suwarow-Stiefel, eine Reitpeitsche und eine polnische Mütze — mein Gott, Du mußt ihn ja kennen. Er fand Dich noch immer so liebenswürdig und war mit auf unserer Hochzeit in Buxtehude, woselbst er noch vor Freude so viele Kuchen aß, daß er am andern Tag den Fridolin nicht spielen konnte."

„Ja, ja, ich erinnere mich, und" —

„Nun, der ist hier, aber Du würdest den jungen Mann kaum wieder erkennen, liebe Frau, denn seine Rabenlocken sind schimmelgrau, und durch seine sonst so dicken Backen könntest Du jetzt das Evangelium lesen, Herr Wermuth ist mein Zeuge."

Ich bestätige es natürlich, und der Alte fährt fort:

„Nun, diesem Manne, der Dich immer so niedlich fand, und der sich jetzt in Noth befindet, dem — aber Du mußt nicht mit mir zürnen — dem habe ich das Geld gegeben, oder vielmehr nur geborgt; denn er hat versprochen, es mir wieder zurück zu zahlen, wenn er erst wieder im Engagement ist."

Erzürnt schreit Madame Flüstersliege: „Wie, das ganze, schöne Geld, das für unsere Kinder bestimmt war, einem Herumtreiber, einem liederlichen Vagabunden vielleicht?"

„Er ist Nichts von alle Dem, Karoline, sondern vielmehr höchst bedauernswerth, denn er führt eine Frau und ein krankes Kind mit sich, die kaum ihre Blöße bedecken können und in Gefahr sind, Hungers zu sterben. Du würdest wie ich gehandelt haben. Glaube mir, der Mann braucht das Geld wahrhaftig noch nöthiger, als wir."

„Nöthiger, als wir? Du bist ein Rabenvater, ein verschwenderischer Mann."

„Daß sich Gott erbarme! Du thust mir wahrlich Unrecht, liebe Frau."

„Und was soll nun aus uns heute Abend werden?" —

„Das weiß Der, der Alles weiß; aber ich konnte nicht anders, und hätte ich hundert Thaler in der Tasche gehabt, sie würden dem armen Blutbein auch geworden sein. Wer weiß, wie's der dort oben vergilt?"

„Ach, ich möchte verzweifeln! Und wenn nun heute Abend unsere Kinder vergebens nach dem heiligen Christ jammern?"

„So hole ich ihnen den armen Blutbein mit Frau und Kind her und spreche: Der heilige Christ wollte zu Euch kommen, lieben Kinder; er hatte der Pfeffernüsse und kostbaren Leckereien gar viel für Euch, er wollte, weil Ihr immer gehorsam seid, Euch froh und glücklich machen. Aber er traf diese Armen unterwegs, die dem Hungertode nahe waren, und er erbarmte sich ihrer und hat ihnen Alles bescheert. Werdet Ihr darum mit dem Christkinde zürnen. Sie werden es nicht, denn meine Kinder sind gut und schön, wie ihre Mutter, und Du hast ihnen ja selbst den Spruch gelehrt: ‚Speiset die Nackten, tränket die Hungrigen und kleidet die Durstigen, auf daß ihr Kinder seid Eueres Vaters im Himmel, denn er lässet seine Sonne aufgehen über Hofschauspieler und Dorfkomödianten, und lässet regnen über Direkteurs und Souffleurs.' Flüstersliege sieht bei diesen Worten Jean Pauls Humoristen gleich, der mit Thränen in den Augen lächelt. Er hat bei den letzten Worten seiner Gattin Hand zärtlich gefaßt und blickt ihr bittend in's Auge. Und welche Frau könnte wohl diesem Blicke widerstehen, in dem eine Welt voll Gutmüthigkeit und Menschenliebe liegt.

Ich sehe sie ihm um den Hals fallen, indem sie flüstert: „Du hast wohl gethan," und muß mich abwenden, meine Thränen zu verbergen.

Guter, spaßhafter Flüstersliege, bist Du auch nur ein Souffleur und arm, wie eine Kirchenmaus, so ist doch Dein altes Herz reich an Liebe für alle Deine Brüder und die reine Goldquelle der Humanitat fluthet darin. Mag auch die Welt Dich verachten, und der große Haufen Deiner Kollegen Dich hochmüthig behandeln, dort oben wohnt ein guter Vater, der in diesem Augenblick einem seiner Engel gebietet, Deinen Namen in das Buch der guten Thaten zu verzeichnen. Zu diesem blicke in Deiner Armuth vertrauungsvoll hinauf. Er sieht, trotz allem Pietisten- und Pfaffengeschrei, auch auf die wandernden Musensöhne mit gnadenvollem Auge. Er wird Dich einst, gibt es ein Jenseits mit Theater und Schauspielern, in seinem Freudenreiche zum Generaldirektor erheben. Uebrigens soll Deine Freudenhoffnung auf heute Abend doch nicht ganz vereitelt werden. Ich besitze ja noch eine ziemlich werthvolle silberne Uhr. Geschwind! einige Thaler gibt wohl jeder Jude darauf. Wir wollen uns doch heute Abend um einen schimmernden Freudenbaum in fröhlicher Eintracht sammeln. Mit diesen Gedanken ergreife ich meinen Hut, verspreche der Familie Flüstersliege bald zurückzukehren und gehe meinen Vorsatz auszuführen.

Schnell habe ich einen solchen Wuchergeist ausgekundschaftet und mir einige Thaler requirirt. Mit diesen laufe ich wieder nach meines Freundes Wohnung, während mein Herz in der süßen Hoffnung pocht, dort bald wieder eine Reihe fröhlicher Gesichter zu schaffen. Aber Himmel! welch eine Szene wartet dort meiner! Armer Souffleur, Du magst wohl Ursache haben, wie toll im Zimmer auf und nieder zu rennen. Es scheint, als rauschen drohende Stunden über Deinem Haupt, die Dich namenlos elend zu machen im Stande sind.

Erschrocken frage ich nach der Ursache der neuen Verzweiflung. Da ertönt auf einmal ein lautes herzzerschneidendes Wehgeschrei aus der Kammer, und heraus stürzt Madame Flüstersliege und ruft jammernd: „Ach Gott! ach Gott! Unsere Adelgunde! Die böse Stunde ist da. Lauf, Mann, lauf, hole eine Hebamme, eine Hebamme! Nun, so eile Dich doch! sie stirbt mir ja sonst unter den Händen."

Flüstersliege erschrickt heftig, springt aber dennoch sogleich ohne Mütze und Haartour die Treppe hinunter, um eine solche hülfreiche, von allen Ehestandsleuten hochverehrte Dame herbeizuschaffen. Ich bin eben bereit, ihm zu folgen, als ich schnelle Schritte auf der Treppe höre. Die Thür wird aufgerissen und herein stürzt — von der Vierzehnjährigen heraufgerufen — Demoiselle Hähnel, unsere erste jugendliche Liebhaberin. „Nein, sie

(Siehe den Verfolg in der Beilage.)

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.

darf noch nicht sterben, meines Herzens innigste Freundin, meine Adelgunde! sie ist zu jung und zu schön für den Tod, sie ist ja kaum so alt, als ich!" So ruft sie, schmerzlich bedauernd, unter hochtragischen Geberden und eilt in die Kammer. Ich aber nehme mir die Freiheit, ihr fast ein lautes Lachen nachzuschicken, denn das junge hübsche Mädchen ist gar zu drollig aufgeputzt. Sie stand wahrscheinlich eben vor dem Spiegel und probirte Helm und Panzer der Jungfrau von Orleans an, die sie morgen repräsentirt, und hat nun in Angst und Eile vergessen, den kriegerischen Schmuck von sich zu thun. Ich verweile noch einige Minuten. Da beginnt das Jammergeschrei der geängstigten Mutter auf's Neue, sie springt aus der Kammer hervor und ruft weinend: „Eine Hebamme! eine Hebamme!" Und die Jungfrau von Orleans folgt ihr auf dem Fuße, reißt in der Angst ein Fenster auf und ruft pathetisch hinaus: „Eine Hebamme! schafft eine Hebamme!" Dabei bekommt der gewaltige Blechhelm mit seinen zerknickten Straußfedern das Uebergewicht und macht eine Luftfahrt auf die Straße hinunter. Und die beiden Kinder fangen in ihrer Unschuld an zu schluchzen und lallen laut: „Eine Blähbamme! Eine Blähbamme!" und der Pudel des Souffleurs springt unterm Ofen hervor und beginnt fürchterlich zu bellen. Ein entsetzlicher Lärm, wodurch noch das Schmerzgeschrei der armen Wöchnerin klingt. Betäubt und meine Gegenwart als überflüssig ansehend, will ich schon das Zimmer verlassen. Da knarrt die alte Treppe draußen auf einmal gewaltig, und ein dumpfes Stöhnen läßt sich hören. Hinaussehend, bemerke ich Flüsterfliege mit einem umfangreichen, alten Frauenzimmer auf der Treppe. Es ist die Hebamme, welche er, Gottlob! in ihrer Wohnung angetroffen, die nur wenige Schritte von hier befindlich.

Aber die gute Frau naht nur langsam, denn die Treppe ist sehr steil, und trotz dem, daß Flüsterfliege sich aus allen Kräften bemüht, an den stärksten Theil ihres Körpers seine Hände legend, sie hinauf zu schieben, so bleibt sie doch alle zwei Stufen stehen und puhstet und ächzt und stöhnt und sammelt neue Kräfte. Dann bewegt sie sich, ein wandelndes Gebirge, auf's Neue vorwärts, und Flüsterfliege verdoppelt seine Anstrengungen, und schreit dabei beschwörend: „Würdige Hebamme! verehrte Madame! eilen Sie! eilen Sie und retten Sie mein unschuldiges Kind vom Tode. Ich werde es Ihnen mit meinem ganzen Vermögen lohnen! Ach sie haben bestimmt auch einst Aehnliches empfunden und wissen, wie einem Manne zu Muthe ist, der Großvater werden soll! Vorwärts! Vorwärts!" Und die Treppe knarrt und die Hebamme stöhnt und der Souffleur schiebt nach, bis endlich das ersehnte Ziel erreicht ist. Oben angelangt, wird die korpulente Dame sogleich von Madame Flüsterfliege und Adelgundens Freundin in Empfang genommen. Aengstlich und verwundert blickt sie die Gepanzerte an, als glaube sie, eine Verrückte zu sehen. Dann verschwinden alle drei in der Kammer, deren Thür sich schließt. Die Kinder schweigen, der Pudel hat seine alte Stelle unter dem Ofen wieder eingenommen. Flüsterfliege aber ergreift mit der Rechten meine Hand, indem er sich mit der Linken den Angstschweiß von der Stirne trocknet.

„— Das ist ein Weihnachtsabend, Freundchen," ruft er dann seufzend, „daß sich Gott erbarme! O Bellmann! Bellmann! Warum hast Du mir das gethan? Ich habe Dir immer so gut soufflirt und zum Dank hast Du mir mein liebstes Kind heute zum Weihnachtsabend — oh — oh — oh!" Der alte Mann fängt laut zu weinen an. Ich aber drücke ihm meine drei blanken Thaler in die Hand und entferne mich so schnell, als möglich.

Auf der Straße angelangt, muß ich mich durch einen Haufen Jungen drängen, die sich um den herabgefallenen Helm der Jungfrau von Orleans balgen. Dann suche ich unter einigen erbaulichen Betrachtungen meine Wohnung auf.

Armer Souffleur! monologisire ich unterwegs, Du hast wohl Recht, das ist ein Weihnachtsabend, der Dich in einen Abgrund von Jammer und Trostlosigkeit senken könnte, hielte Dich nicht Dein göttlicher Leichtsinn mit gewaltigen Armen schwebend über der ungeheuern Tiefe. Aber so, wie ich Dich kenne, wirst Du schon nach wenigen Stunden — geht anders die Gefahr glücklich vorüber — hochaufjubeln, daß Dein süßes Töchterchen Dich zum Großvater gemacht. An die Ernährung und Erziehung des Kindes denkst Du nicht. Wozu auch? Der Spruch — von den jungen Raben und Lilien auf dem Felde, ist ja allen Menschen und vorzüglich den reisenden Schauspielern zum Trost gegeben worden. (Forts. f.)

Friedrich Flender zur Haardt.*)

Westphälische Volkssage, bearbeitet von J. Krüger.

„Bleib' mir ja noch im Bette, lieb Weib, und schone Dich! Die Magd kann ja heute noch einmal die Küche besorgen," so sprach an einem heitern Märzmorgen des Jahres 1707 der begüterte und wohlgeachtete Hammerschmied Friedrich Flender in dem freundlichen Dorfe Haardt, im schönen Siegthale gelegen, zu seiner lieben Hausfrau Katharina, die ihm vierzehn Tage vorher ein Paar Zwillinge geboren hatte und in Folge dessen, da sie etwas schwacher Leibesbeschaffenheit war, noch das Bett hüten mußte. Dann hing er das gelblederne Schurzfell um, ohne welches zu jener Zeit kein Hammerschmied sein Haus verließ, denn er trug es mit einem gewissen Stolz als Abzeichen seines geachteten und einträglichen Gewerbes, stülpte den breitkrämpigen Hut auf, küßte sein blasses Weib und sein rothwangiges Töchterlein und ging mit seinem Bruder Jakob aus Fickenhütten und seinem Schwager Johann Schütte aus Müsnershütten, die seiner unten im Hofe gewartet, auf den Acker, das Feld zu pflügen. Der Knecht Tobias aber fuhr den bespannten Pflug ihnen nach.

Recht warm und belebend sandte die Sonne ihre Frühlingsstrahlen herab; das Gras keimte schon lustig und die Lerche wirbelte fröhlich trillernd im heitern Himmelsblau. Aber die Herzen der drei Männer waren nicht so heiter, als der Frühlingsmorgen, sondern vielmehr von schweren Sorgen belastet. In ernstem Gespräche schritten sie dahin. Als wackere Siegerländer und redliche Protestanten gedachten sie der Noth ihres schwergedrückten Vaterlandes, über welches seit mehreren Jahren der hartherzige und intolerante Fürst Wilhelm Hyazinth herrschte, den die Nachwelt mit dem Namen: „Der Ungerechte und Wortbrüchige" belegte, der das Land mit kaum zu erschwingenden neuen Auflagen und Steuern belastete und seine armen protestantischen Unterthanen, gleich dem bösen Jerobeam, nicht mit Ruthen, sondern mit Skorpionen züchtigte.

„Laß uns auf unserer Hut sein, Friedrich," sprach während des Ganges Jakob Flender zu seinem Bruder. „Glaube mir, der Fürst schenkt es uns gewiß nicht, daß wir ihm bisher so redlich widerstanden. Sein böses Herz sinnt auf Rache, vor Allem gegen Dich und Schütte, weil er glaubt, daß Ihr im vorigen Jahre das Volk aufgewiegelt, mich zu befreien, als er mich so schimpflich in ungerechter Haft hielt. Der Stubenheizer vom Schlosse, ein alter Spielkamerad von mir, hat es mir vor einigen Tagen gesteckt. Der Fürst hat geschworen, an uns ein Exempel zu statuiren, daß sich Kindeskinder noch davon erzählen sollen." — „Du magst Recht haben, Bruder Jakob," antwortete Friedrich finster, „es ist mir auch gar sorglich zu Muthe. Indessen, was ist zu machen? Das Land verlassen, und Weib und Kinder seiner Rache preisgeben? Das geht nun einmal gar nicht. Nein, laßt uns ruhig als Männer, Dem, was da kommen möge, entgegensehen. Gott und der Glaube vor Allem! Träfe mich auch ein Unglück, vielleicht gar der Tod, so werdet Ihr ja für Weib und Kinder sorgen. Mich tröste dann der Gedanke: „Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Sterbekissen."

Nicht ohne Grund waren die Besorgnisse der Gebrüder Flender; denn der Fürst Hyazinth haßte sie aus voller Seele, weil sie gerechte Leute waren, von Alt und Jung in ihrer Gemeinde geliebt, Wohlthäter der Armen, Rathgeber und Helfer der Bedrängten und zugleich ächt evangelische Christen, die nicht blos die Versuchungen des Fürsten, ihrem Glauben zu entsagen, standhaft zurückwiesen, sondern auch ihre Mitbrüder Tag und Nacht ermahnten, fest zu halten an Gottes Wort und der Lehre, worin sie geboren.

Schon im verflossenen Jahre hatte Hyazinth den Jakob Flender gefänglich einziehen und in einen finstern Thurm werfen lassen, worin Eidechse und Kröte wohnten. Ueber diese Unthat aber hatte sich das ganze Siegerland alsobald empört. Protestanten und Katholiken hatten sich in Masse erhoben, und der Fürst war gezwungen gewesen, wollte er anders sein Schloß nicht in einen Schutthaufen verwandelt sehen, den unrechtmäßig Gefangengehaltenen wieder in Freiheit zu setzen. Seit jenem Augenblicke aber brütete er arglistig Rache, und leider war auch die Zeit gekommen, wo sie verderbenbringend über die edlen Flender hereinbrechen sollte.

Auf ihrem Besitzthum angelangt, gaben die drei Männer, im Angesichte des offenen Himmels, sich noch einmal die harten Hände und gelobten sich einander, wie einst vor Jahrhunderten die Schweizer auf dem Rütli, auch ferner nur der Stimme ihres Gewissens zu folgen, und Gottes Wort allein zur Richtschnur ihres Glaubens und Handelns zu nehmen, möge auch von Seiten des ungerechten Fürsten das Entsetzlichste über sie kommen. Dann gingen sie an ihre Arbeit und pflügten als tüchtige Landwirthe mit Fleiß und Umsicht die Felder, welche bald den fruchtbringenden Samen aufnehmen sollten.

Da kam auf einmal gestreckten Laufes ein Haufen Soldaten über die Aecker dahergestürmt, und hatte die arglosen Leute nach wenigen Minuten umringt. Ohne Umstände nahmen die feilen Söldlinge die Wehrlosen beim Schopf, stießen sie mit den Kolben, daß ihnen das Angesicht blutete und wollten sie als Gefangene hinwegschleppen. Das war aber nun so leicht nicht gethan; denn die Flender und Schütte waren gar starke Leute, deren Arme und Fäuste durch die schwere Hüttenarbeit hart wie das Eisen, das sie schmiedeten, geworden. Mit diesen Fäusten schlugen sie nun, um der schimpflichen Gefangenschaft zu entrinnen, redlich um sich. Mancher der Soldaten taumelte hart getroffen mit blutiger Nase in die Furchen des Ackers, Andere bekamen so derbe Rippenstöße, daß sie scheu zurückwichen und dadurch dem Jakob Flender und Johann Schütte Gelegenheit gaben, zu entspringen. Wie die gehetzten Hirsche flohen sie über das Feld nach dem Wasser zu, sprangen unverzagt bis an den Hals in die Sieg, gewannen das jenseitige Ufer und waren nach einigen Minuten ihren Verfolgern entronnen. Dem armen Friedrich aber ward es nicht so gut; ihn hatte ein mächtiger Kolbenschlag zur Erde geworfen. Hier mußte ihn der eigene Knecht Tobias mit einem der Pferdestränge schimpf-

*) Diese Erzählung ist einem vaterländischen und zugleich ächt volksthümlichen Werke entlehnt, welches den Zweck hat, dem Leser jedes Standes eine eben so angenehme, als nützliche Unterhaltung zu gewähren. Inwiefern es seinem Zwecke entspricht, möge der geehrte Leser aus der mitgetheilten Erzählung, deren Thatsachen noch im Andenken aller Siegerländer leben, ersehen. Das Werk selbst erschien unter dem Titel: Westphälische Volkssagen und Erzählungen für Bürger und Landmann, bearbeitet von J. Krüger, im Selbstverlage des Verfassers, 240 Seiten stark, sauber brochirt, zu dem billigen Preise von 7½ Sgr. Schon ist es in Westphalen in beinahe 2000 Exemplaren verbreitet und wünschen wir dem Verfasser, der sich gegenwärtig in Siegen befindet, auch hier eine zahlreiche Abnahme.

Die Redaktion des Deutschen Bürgerblattes.

lich binden. Und so schleppten sie den unschuldigen Mann unter schmählicher Mißhandlung und Verhöhnung nach dem obern Schlosse zu Siegen, woselbst ihn der grollende Fürst hohnlachend am Thore empfing und sprach: „Habt ihr mir das Rabenfutter gebracht? Mögt nur gleich den Galgen errichten lassen, woran diese Höllenfrucht baumeln soll.“ Darauf stieß man den armen Mann in denselben Thurm, worin einst sein Bruder Jakob gesessen und ließ ihn allein in der dickſten Finsterniß, allein mit seinem Jammer und den Gedanken an sein armes Weib und die unschuldigen Kinder.

Den folgenden Morgen in aller Frühe riß man den Gefangenen, in dessen Augen wohl kein Schlaf gekommen sein mochte, wieder aus dem Thurm und schleppte ihn vor den Fürsten, der ihn mit den harten Worten anfuhr: „Nun, Du nichtswürdiger, rebellischer Wicht, wie schmeckt Dir die Wohnung bei Molch und Kröte? Hast jetzt hübsch Zeit zur Buße und gottseligen Betrachtungen. Kannst nun bereuen Deine Missethat, daß Du einst mein Volk gegen seinen rechtmäßigen Fürsten und Herrn zur Empörung gereizt und Deinen Bruder und Schandgesellen mit Gewalt befreit hast.“

Friedrich Flender sah dem Wuthschnaubenden mit der Ruhe eines unschuldigen Mannes in's zorngeröthete Antlitz und erwiederte zwar mit geziemender Demuth, doch fest und männlich: „Von alle Dem, dessen mich Ew. Hoheit beschuldigen, weiß mein Herz Nichts. Nie war ich meinem mir von Gott gegebenen Landesherrn ungehorsam, noch weniger habe ich jemals das Volk zur Empörung aufgewiegelt. Ew. Fürstlichen Hoheit sind mein Herr und Richter; mein Leben hängt von Dero Ausspruch ab; aber ich verhoffe von der Gerechtigkeit und Gnade meines hohen Landesherrn, er werde mir armen unschuldigen Manne kein Leides zufügen.“

„Schweige Hund!“ brüllte ihm Hyazinth entgegen. „Deine Worte sind Wind in einer Flöte, sie klingen gar fein, aber es ist Nichts dahinter. Kurzum, Du bist ein Rebell und hast den Tod zehntausendmal verdient. Er soll Dir auch zu Theil werden. Ehe drei Tage vergehen, zierst Du entweder den Galgen, oder des Henkers Schwert kitzelt Deinen störrigen Nacken. Nur ein Mittel gibt's, Dich zu retten: Entsage mit Weib und Kindern und Deiner ganzen Sippschaft Deinem Irrglauben, bekenne Dich zur alleinseligmachenden Kirche, und ich will. trotz Deines schweren Frevels gegen meine Person, Gnade an Dir üben.“

Friedrich's Auge blickte neben dem Fürsten weg durch's hohe Schloßfenster hinunter nach dem gottgesegneten Siegthale, nach jener Gegend, wo sein armes Weib vielleicht um ihn verzweifelte, und es ward ihm so weh um's Herz, daß ihm das helle Thränenwasser in die Augen-quoll. Er gedachte, welch ein unsäglicher Jammer über seine Familie kommen würde, wenn er so unehrlichen Todes stürbe, und er ward betrübt bis in den Tod, und sein kummerschweres Haupt sank unwillkürlich auf seine männliche Brust. So stand er einige Augenblicke in stummem Schmerze da.

„Nun, Wicht, keine Antwort?“ schnaubte der Fürst, und einer der wachthabenden Schergen stieß ihn unsanft mit der Faust in die Rippen.

Friedrich's Herz empörte sich über solche Behandlung, das Blut stieg ihm zu Gesicht und die großen Stirnadern schwollen mächtig auf; aber mit fast übermenschlicher Anstrengung drückte er den Zorn in die kochende Brust zurück und sprach gefaßt, aber mit bebender Stimme: „Ew. Fürstlichen Hoheit fordern mehr, als den Tod meines Leibes, sie fordern den Tod meiner Seele. Wenn es denn sein muß, daß ich unschuldiger Mann verderbe, so will ich doch lieber diese Würmerspeise, als den unsterblichen Geist verloren sehen. Ich lebe und sterbe meines Glaubens, und so mit mir meine Brüder und so mein Weib und meine Kinder.“

„Nun denn, so hast Du genug gelebt, Wurm!“ zürnte der ungerechte Fürst und befahl den Schergen, den frommen Flender wieder in den Thurm zu werfen, und ihn mit Ketten krumm zu schließen, sein Haupt der Erde zugeneigt.

Drei schlimme Tage und noch schlimmere Nächte vergingen ihm in dem dumpfigen und feuchten Loche. Die eisernen Ketten drückten ihm die Gelenke und Knöchel an Händen und Füßen wund. Noch mehr aber schmerzte ihn der mit Gewalt gekrümmte Nacken, den er, als ächter Siegerländer, Zeit seines Lebens stolz und furchtlos aufrecht getragen hatte. Dazu kam nur selten ein Funke des tröstenden Schlafes in seine thränenvollen Augen. Immerdar sah er im Geiste seine jammernde, bleiche Katharina vor sich und sein kleines Mädchen mit den rosigen Wangen und Kornblumen-Augen, und die beiden kleinen Engel, welche ihm der gnädige Gott erst vor vierzehn Tagen bescheert hatte. Sein Herz wollte ihm fast brechen vor übergroßer Wehmuth, und seine Ketten wurden schier rostig von seines Auges überquillenden Thränen. Aber dann, wenn es sogar tiefe Nacht in seinem Gemüthe war, kam ihm wie ein tröstender Engel der Gedanke an Gott, den allgerechten und gnädigen Vater des Himmels und der Erden, der keinen Sperling vom Dache fallen und kein Haar des Hauptes krümmen läßt ohne seinen Willen, und seine Seele erhob sich im flüsternden, aber innigen Gebete und seine Lippen stimmten leise den neuen wunderschönen Gesang von Paul Gerhard: „Befiehl Du Deine Wege“ u. s. w. an. Und wenn er einige Verse gesungen hatte, so überkam es ihm, wie der Friede Gottes, seine Thränen hörten auf zu fließen und der langentbehrte Schlummer drückte ihm unvermerkt die Augenlieder zu.

Da, am dritten Tage seiner Gefangennehmung, dem 29. März, in der frühesten Morgenstunde, öffnete sich plötzlich die Thüre seines Kerkers. Ein Korporal und vier Soldaten traten herein. Ihnen folgte in schwarzem Priestergewande der damalige Hofkaplan des Fürsten. Mit kurzen und zugleich liebloſen Worten wurde dem Gefangenen eröffnet, daß Se. Hoheit Fürst Wilhelm Hyazinth kraft landesherrlicher Gewalt ihn als Rebell und Verräther zum Tode des Schwertes verurtheilt habe, welcher nach einer Stunde erfolgen solle.

Der unglückliche Friedrich war wie vom Donner gerührt. Er hatte im Herzen noch immer gehofft, der Fürst werde es bei seinen entsetzlichen Drohungen lassen und ihn, wenn auch erst nach langer und qualvoller Haft, am Ende doch wieder freigeben. Nun aber lag auf einmal die entsetzlichste Wirklichkeit, ein unehrlicher Tod, grausig vor ihm. Seine Kniee zitterten, als ihm die Bande abgenommen wurden, seine Zähne klappten zusammen und ein eisiges Frösteln durchrieselte ihm den ganzen Körper; er vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten. Da erhob er seine Seele zu seinem Vater im Himmel und dachte: „Sein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Soll ich auch hier elendiglich verderben, so weiß ich doch, daß mir in seinem Schooße Freude und Wonne wird. Und nachdem er inbrünstig gebetet, bat er den Korporal, ihm doch ein Stücklein Papier und eine Feder zu besorgen, damit er wenigstens von seiner Hausfrau schriftlich Abschied nehmen könne. Der Korporal, dem Flenders Schicksal zu Herzen ging, ließ ihm das Geforderte sogleich holen. Der arme Friedrich kniete alsbald auf die nasse Erde des Thurmes hin und schrieb mit zitternder Hand, einen Stein als Tisch gebrauchend, beim Schimmer einer Laterne folgenden Brief:

„Herzliebe Hausfrau! Katharina Flenderin!

Ich verbleibe Euer Ehegemahl bis in den Tod, welcher mir so eben ist angekündigt worden. So es nun auch ja sollte vollbracht werden, — obgleich ich noch bis zum letzten Augenblicke mich Gottes und meines Fürsten Gnade vertröste, weil ich sicher bin, daß ich kein Arges noch Böses jemals gegen die gnädige Regierung im Schilde geführet, sondern nur über die schwere und große neue Auflage geklagt, wie viele der armen Unterthanen gethan — und wenn wir uns in diesem zeitlichen Leben nicht wiedersehen sollten, so bitte ich Dich, herzliebe Katharina, Alles mit Geduld und Verstand zu überwinden! auch gute Acht auf die drei unmündigen Kinder zu haben, damit sie christlich auferzogen werden und der himmlische Vater Euch sammt und sonders ein Verpfleger sein möge.

Vale! 1707 den 29. März.

Allen Freunden gute Nacht.“

Der brave Korporal gelobte, den Brief redlich in die Hände der trauernden Katharina zu befördern, und Friedrich schritt hierauf, von den Soldaten geführt, aus seinem Kerker hinaus in die mildwehende Frühlingsluft und den warmen Sonnenschein — es war gerade einer von den lieben Sonnentagen des Märzes — um Allem, was ihm lieb und theuer war, für diese Welt Ade zu sagen. Und wieder schweifte sein Blick nach der Haardt hinunter, wo seine Lieben wohnten, und die Lust am Leben ergriff ihn gar gewaltig, während die Angst des Todes sein Herz zusammenpreßte. Flehend sank er vor dem bereits auf dem Hasengarten harrenden Fürsten, der sich an der Todesangst seines Opfers weiden wollte, auf die Kniee und beschwor ihn mit lallender Zunge, doch ja sein unschuldiges Blut nicht zu vergießen und ihm, wenn er wirklich ohne Wissen und Willen gesündigt habe, doch zu vergeben, um seines armen Weibes und der unmündigen Kinder willen.

Aber der Fürst hatte kein Ohr für die Stimme der Unschuld. Er hohnlachte wie ein Teufel und spottete laut: „Jetzt kannst Du bitten, rebellischer Hund, aber im vorigen Jahre wagtest Du mir zu trotzen mit frecher Zunge. Ich bin taub für Dein Geheul. Meister Hans, thut Eure Schuldigkeit! kürzt den Burschen um eine halbe Elle und laßt den Knecht den Nagel bereit halten, womit wir des Rebellen Kopf auf den Pfahl festigen wollen, mit dem Gesicht hinunter schauend nach der Haardt, seinen Brüdern und allen Gottlosen zu ewiger Warnung.“

Verzweifelnd blickte Friedrich um sich, aber nirgends sah er Hülfe, noch Rettung. Die Gesichter der Soldaten schauten theilnahmlos auf ihn nieder. Einige der rohen Gesellen spotteten sogar des Armen und riefen ihm zu: „Bravo, Bäuerlein! erniedrige dich nur, auf daß du bald erhöhet werdest.“ — Der Fürst aber nickte den Frevelnden wohlgefällig Beifall zu.

Da erfaßte ein gerechter Grimm des gequälten Mannes Herz. Rasch sprang er auf, sah den bösen Fürst mit rollenden Augen an und sprach mit lauter, tönender Stimme: „Nun denn, Du ungerechter und ungetreuer Statthalter im Reiche Gottes, so laß mein unschuldiges Blut, unter dem Richtschwert verströmend, diesen Boden düngen. Mein himmlischer Vater, dem Du einst wirst Rechenschaft ablegen müssen über Deine Thaten, wird aus dieser Blutsaat die Frucht Deines eigenen Unglücks hervorkeimen lassen. Er wird Dich verstoßen aus Deinem Erbe, daß Du fern von Deinem Vaterlande unstätt und flüchtig umherirrest Dein Leben lang. Ich vergebe Dir, aber Gott wird Dich richten.“

Und noch einmal sank Friedrich Flender auf die Kniee, sandte zum Himmelsgewölbe, um welches sich seit einigen Minuten dunkle Regenwolken gelagert hatten, ein lautes, andächtiges Vaterunser empor. Dann winkte er abschiedsnehmend nach der Haardt hinunter und sprach leise: „Ade, lieb Weib und Kinder, ade, meine Brüder! Gott segne Euch und mein geliebtes Vaterland!“ Rasch bot er den männlichen Nacken dem Schwerte dar. Der Fürst winkte, Meister Hans schlug tapfer zu und Flenders Kopf rollte auf den Rasen hin, während die Quelle des Blutes aus seinem Leibe hoch empor und so weit umherspritzte, daß sogar des Fürsten Schlafrock damit besprengt wurde. Nun ward des Märtyrers Kopf auf eine lange Stange genagelt und am Marburger Thore allen Reformirten zum

Hohne aufgesteckt. Den Körper aber legte man in eine rohgezimmerte Lade und ließ ihn zu Weidenau auf dem Kirchhofe an der Mauer schimpflich einscharren.

So fiel der wackere Friedrich Flender in der Blüthe des Mannesalters, als ein Opfer despotischer Willkür des Fürsten Wilhelm Hyazinth, der sich nach vollbrachter Gräuelthat an den Kaffeetisch setzte und ruhig seine Pfeife schmauchte, als wäre Nichts geschehen.

Aber die Strafe Gottes sollte schnell über den ungerechten Fürsten hereinbrechen und des gemordeten Flenders prophetische Worte bald in Erfüllung gehen. Das ganze Land empörte sich dieser Unthat wegen gegen Hyazinth und verweigerte ihm für immer den Gehorsam. Schrecken und Entsetzen herrschte in Aller Herzen. Der damalige reformirte Fürst Friedrich Wilhelm Adolph, dem die Hälfte des Landes und der Stadt Siegen gehörte, machte öffentlich bekannt, daß eine Kaiserliche Kommission unverzüglich von Köln eintreffen und er bis dahin jeder Gewaltthat des Fürsten Hyazinth Gewalt entgegensetzen werde. Die Kaiserliche Kommission traf ein. Die mannigfaltigsten Klagen und Beschwerden gegen Hyazinth wurden ihr eingereicht. Die letzte und schwerste aber brachte Jakob Flender und Johann Schütte im Namen der verwittweten Katharina Flender vor, die auf dem Krankenbette hart darniederlag, so schwer hatte sie die Nachricht von dem Tode ihres Eheherrn getroffen. Die Kaiserlichen Räthe sprachen Recht in vollem Sinne des Wortes. Fürst Wilhelm Hyazinth wurde, weil er 1) sein Land so sehr gedrückt; 2) die Artikel des Westfälischen Friedensschlusses, die Religionsduldung gebieten, schmählich verletzt, und endlich 3) eines freien Mannes Blut unschuldig vergossen hatte, seines Fürstenthumes entsetzt und ihm geboten, alsobald sein väterliches Erbe für immer zu verlassen. Wuthschnaubend zog er von dannen. Der armen Katharina aber wurde der von den Kaiserlichen Räthen Solemander und Mans unterzeichnete Bescheid, daß ihr Ehemann unschuldig und ungerecht verurtheilt und gerichtet sei und sein Tod keineswegs seinen Nachkommen zum Schimpf gereichen könne.

Vier Wochen aber nach dieser unglücklichen Begebenheit, den 26. April 1707, an einem schönen Lenztage, wo die Bäume schon blühten und die Fluren des Siegerlandes mit dem herrlichsten Grün geschmückt waren, bewegte sich ein großer Trauerzug in dem Dorfe Weidenau nach dem Kirchhofe hin. Es war die Leiche des edlen Friedrich Flender, die, von Alt und Jung im ganzen Lande gefolgt, heute ehrlich zur Erde bestattet werden sollte. Man hatte sie auf Befehl der Kaiserlichen Kommission wieder ausgegraben und sie war seit dreien Tagen festlich geschmückt in einem Hause zu Weidenau ausgestellt gewesen. Mit allen üblichen Ehren und Zeremonien wurde sie jetzt der ewigen Ruhe übergeben.

Und als der ehrwürdige silberhaarige Inspektor Eberhardi in der Leichenrede mit vor Rührung zitternder Stimme das ganze Leben des gemordeten Flenders noch einmal durchging und mit strömender Rede alle guten Thaten des Edlen aufzählte; wie er ein Vater der Waisen, und ein Helfer der Bedrängten und Kranken gewesen; treu in Erfüllung seines Wortes, standhaft wie im Leben, so auch im Sterben; und wie er seinen entsetzlichen Tod mit glühenden Worten schilderte und zum Schlusse die tröstende Versicherung hinzufügte, daß dem frommen Dulder dort oben nun die Palme des Sieges geworden sei; da zerflossen selbst die Herzen der rauhen Hüttenleute in tiefer Rührung, ein lautes Schluchzen lief durch die zahllose Menge und die Wehklage tönte hinauf bis zum Himmel.

Aus dem Blute des Märtyrers aber sproßte der schöne Baum der religiösen Duldung hervor und ward im Verlaufe eines Jahrhunderts immer größer und größer; seine dichtbelaubten Zweige überwölben jetzt schützend das theure Vaterland, und in seinem Schatten wohnen Katholiken und Protestanten als Brüder in Eintracht und Liebe zusammen. Ein gerechter Fürst ist der treue Pfleger dieses Baumes, dessen Aeste mit der Zeit die ganze Erde überwachsen mögen, daß alle Menschenbrüder sich seiner köstlichen Früchte erfreuen können.

Mannigfaltiges.

*** Unser Oberzensurgericht, welches jetzt rascher die Beschwerden erpedirt, sucht auch vermöge des Staatsanwalts, vermittelnd einzuschreiten, dergestalt, daß sich nämlich der Letztere wegen eines nur eventuell und theilweise gestrichenen Artikels mit dem Zensor in Verbindung setzte und nun dem Beschwerdeführer durch das Gericht die Mittheilung wurde, ob er nach dem getroffenen Arrangement des Zensors seine Beschwerden noch fortsetzen wolle. (F. O.-P.-A.-Z.)

*** Nach dem so eben ausgegebenen amtlichen Verzeichnisse der Studirenden der Universität zu Bonn beläuft sich die Gesammtanzahl derselben für das laufende Semester auf 740. Davon bekennen sich zur katholisch-theologischen Fakultät 120, zur evangelisch-theologischen 76, zur juristischen 232, zur medizinischen 103 und zur philosophischen 125.

*** Am 17. Juni wird die Vertheidigung des Cand. jur. G. J. P. Werner (Jastram Snitger) zu Hamburg gegen die wider ihn erhobene Anklage auf Hochverrath öffentlich im Niedergericht stattfinden, wobei zunächst der Dr. Gallois als Anwalt und dann der Inquisit selbst eine Vertheidigungsrede halten wird.

*** Hoffmann von Fallersleben hat das Gut Holdorf in Mecklenburg, wo er sich seit einem Vierteljahre aufhielt, verlassen, um ein süddeutsches Bad zu besuchen. Kurz vor seiner Abreise übersandte ihm, wie die „Hamburger Neue Ztg." meldet, die Gesellschaft „Lätitia" von Breslau zum Zeichen freundlicher Erinnerung einen silbernen Becher.

*** In Untersuchungssachen wegen Demolirung des v. Haberschen Hauses ist nunmehr gegen achtzehn Angeschuldigte das Straferkenntniß gefällt und eröffnet; es lautet auf Gefängniß von mehreren Wochen und zu Tragung der Untersuchungskosten zu je $^1/_{18}$; einer der Prägravirtesten, Oekonomierath Deimling, ist zu 8 Wochen Gefängniß verurtheilt. Die Entschädigungsfrage wegen der Hauszerstörung bleibt dem Zwilweg vorbehalten.

*** Die Frankfurter O.-P.-A.-Zeitung schreibt aus Köln: Noch im Laufe dieses Jahres werden wir wieder Seefahrzeuge auf dem Rheine sehen. Ein schottischer Thran- und Fischhändler will uns den Thran und die Häringe direkt von der schottischen Küste bringen. Gelingt dies Unternehmen, so könnte das längst wieder aufgegebene Projekt einer directen Verbindung mit dem Meere vielleicht wieder in Aufnahme kommen. — Mit unserer Segelschifffahrt sieht es armselig aus, wir haben noch in keinem Sommer so wenige Schiffe in unseren Werften gesehen, als eben jetzt. Die Dampfschleppschiffe und die rheinische Eisenbahn, auf welcher der Gütertransport mit jedem Tage lebhafter wird, veröden den Rhein immer mehr, auf dem über kurz oder lang gar keine Segelschiffe, außer den Kohlennachen und ganz kleinen Frachtschiffen nahliegender Orte, mehr gehen werden.

*** In Schlesien sind an mehreren Orten, namentlich in Peterswaldau und Langenbielau, ernsthafte Unruhen unter den Fabrikarbeitern und Webern ausgebrochen. Bereits am 5. Juni ist eine Militärdivision von Schweidnitz mit schwerem Geschütz dahin abmarschirt, welcher von Breslau Infanterie und Kavallerie mit der Freiburger Eisenbahn folgten. Die Leipziger Zeitung berichtet über die Vorfälle Folgendes: So verworren bis jetzt die Nachrichten aus jenen Orten, und so übertrieben sie zum Theil sind, so scheint doch Folgendes das Wahre zu sein. Die Weber waren bisher in den Büchern der Kaufleute tief verschuldet. Die Kaufleute suchten sich durch die Arbeiten der Weber nach und nach, so gut es ging, bezahlt zu machen. Nun kamen die vielen Wohlthätigkeitsvereine mit direkten Bestellungen und besseren Löhnen. Die Weber arbeiteten also nur für die Vereine, die Kaufleute erhielten keine Befriedigung durch Arbeit und drohten mit Exekution, wenn sie die Schulden nicht in Baarem von den Webern erhielten. Diese Drohungen scheinen die Weber gereizt zu haben. Daher der Aufstand; nicht gegen die Regierung oder Verwaltung, sondern gegen die Schuldbücher der Kaufleute und Fabrikanten. Diese Bücher sollen meist zerschnitten und vernichtet worden sein, wo man ihrer habhaft wurde.

*** Aus Hannover schreibt man: Die Verwaltung der Stadt hat endlich wieder einen Chef, den sie seit vollen fünf Jahren, zum größten Schaden für alle Verhältnisse der Stadt, hatte entbehren müssen. In Bezug auf die bekanntlich eingeleiteten Verhandlungen wegen Abtretung der Polizei ist dem neuen Stadtdirektor, wie man hört, von Seiten der Regierung die Eröffnung zugegangen, daß die Ernennung zum Stadtdirektor nicht, wie dieses sonst stadtverfassungsmäßig der Fall ist, auch die Ernennung zum Chef der Polizei in sich begreife.

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Das Wasserschöpfen aus dem Behälter der Grobe und das Ziehen des Wassers aus den städtischen Brunnen hat zwar Ein Wohllöblicher Magistrat dahier, der trockenen und feuergefährlichen Witterung wegen, bei 20 Sgr. Strafe verbieten lassen; allein es wird sich leider wenig an dieses Verbot gekehrt, indem Wasserbehälter und Brunnen noch täglich ihres Wassers beraubt werden, so daß Wassermangel in der Kürze zu befürchten steht. Es dürfte daher, zur Vorbeugung eines großen Unglücks, das bei entstehendem Brande aus Mangel an Wasser erfolgen kann, erforderlich sein, wenn dieses wichtigen Gegenstandes wegen, sofort geschärfteres Verbot erlassen würde. Hierbei dürfte es dann aber auch nicht bleiben, vielmehr müßten zweckdienliche Vorkehrungen getroffen werden, damit dieses Verbot nicht übertreten würde, wie Dieses bei dergleichen Verboten oftmals der Fall ist. Z. B. das Werfen mit Steinen von Buben auf öffentlicher Straße, das Straßenbetteln, das Werfen von Holz, Heu und Stroh von den Speichern auf öffentliche Straßen, das Hinwerfen von Blut und Eingeweiden von geschlachtetem Vieh auf Düngerstätten, an den frequentesten Straßen gelegen, wovon Augen zum Ekel, und Nasen durch pestilenzialischen Geruch im Vorbeigange, unter andern bei der Schmolischen Miststätte in der Hinterstraße, der Hanekroth'schen Kegelbahn gegenüber, auf eine der Gesundheit nachtheilige Weise überzeugt werden.

Siegen, am 13. Juni 1844.

(361.) Ein Freund seiner Vaterstadt.

Der Viehmarkt zu Siegen.

Der auf Johannis-Tag, den 24. dieses Monats, angeordnete Viehmarkt hierselbst, wird, wie im vorigen Jahre, abgesondert von dem Krammarkt aber in Verbindung mit der Thierschau auf dem s. g. Hasengarten, rechts von dem Eingange des oberen Schlosses abgehalten werden.

Die Viehbesitzer, welche Vieh zum Markt bringen, werden auf die genaue Beachtung des §. 753, Tit. 20, Th. II. des Allgem. Landrechts, wornach sie zur Verhütung jedes zu besorgenden Schadens hinlängliche Maßregeln zu treffen haben, aufmerksam gemacht; jedenfalls haben dieselben das Hornvieh an einem Leitseil auf geradestem Wege, ohne Aufenthalt durch die Stadt zu führen und unter steter Aufsicht zu halten.

Siegen, den 11. Juni 1844.

(362.) **Der Magistrat.**

Eine Partie

$^1/_1$ Quart-Maße von Zinn à 10 Sgr., geeicht und gestempelt à 13 Sgr. 9 Pf.,

$^1/_1$	„	v. stark. Blech	à 5 Sg.,	geeicht u. gest.	à 8 Sg. 9 Pf.		
$^1/_2$	„	desgl.	„ 3 $^1/_2$ „	desgl.	„ 4 „	4 $^1/_2$	„
$^1/_4$	„	„	„ 2 $^1/_2$ „	„	„ 3 „	9	„
$^1/_8$	„	„	„ 2 „	„	„ 2 „	1 $^1/_2$	„
$^1/_{16}$	„	„	„ 1 $^1/_3$ „	„	„ 1 „	11 $^1/_2$	„
$^1/_{32}$	„	„	„ 9 Pf.	„	„ 1 „	4 $^1/_3$	„

Ellen, pr. Stück „ 1 $^1/_2$ Sg. „ „ 5 „ 3 „

sind zu den beigesetzten Preisen bei Herrn Eichmeister Spies zu haben.

Siegen, den 12. Juni 1844.

(363.) Königl. Eichungs-Amt.
Holzklau.

Berichtigung.

In dem in voriger Nummer abgedruckten „Auszuge aus dem Programm für die Generalversammlung des Kultur- und Gewerbevereins für den Kreis Siegen" ist der Datum für die Einlieferung der auszustellenden Gegenstände dahin zu berichtigen, daß die Einlieferung derselben bis zum 17. Juni geschehen kann.

Konzessionirtes Westphälisches Theater in Siegen.

(364.)

Freitag, den 14. Juni: **Jakob und seine Söhne, oder Joseph in Egypten.** Oper in 3 Akten.

Sonntag, den 16. Juni: **Der Freischütz.**

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(355.) Die **zweite Auflage** der in der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung **vor 3 Wochen** erschienenen Schrift:

Die

Letzten Hermesianer.

Ein Beitrag

zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Hermann Joseph Stupp,

Königlich Preußischem Justizrathe und Advokat-Anwalte beim Rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln.

8. 150 Seiten auf Velindruckmaschienenpapier. Geh.

15 Sgr. = 54 Xr.

ist ebenfalls vergriffen. Die dritte vermehrte Auflage wird in einigen Tagen die Presse verlassen.

(360.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen u. Wiesbaden sind in Commission erschienen:

Medizinische

JAHRBÜCHER

für das Herzogthum Nassau.

Aus Auftrag der Landesregierung herausgegeben von **Dr. J. B. v. Franque,** Obermedicinalrathe und wirklichem Mitgliede der Landesregierung, Ritter des Kaiserlich-Russ. Wladimirordens vierter Klasse und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede, **Dr. W. Fritze,** geheimem Hofrathe, Hofmedicus und correspondirendem Mitgliede der Landesregierung, **Dr. P. Thewalt,** Obermedicinalrathe, correspondirendem Mitgliede der Landesregierung und Medicinalbeamten in Limburg.

Preis 1. Heft 20 Sgr. = fl. 1. 12 kr. 2. Heft Rthlr. 1. = fl. 1. 48 kr.

(356.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

von

Aufgaben für den Unterricht

im

praktischen Rechnen.

Für Gymnasien und höhere Bürgerschulen.

Zugleich als Leitfaden für den Lehrer bearbeitet

von

A. Schulte,

Lehrer an der höhern Bürgerschule in Siegen.

8. 9. Bogen und 1½ Bogen Auflösungen. 12½ Sgr. oder 45 Xr. (Die Auflösungen werden an Lehrer und Schul-Anstalten gratis abgegeben.)

Dieses Werkchen enthält den vielseitigsten Uebungsstoff aus dem Gebiete des gesammten praktischen Rechnens. Die darin enthaltenen Rechnungsarten sind in streng mathematischer Form auf die nothwendigen Gesetze von der Veränderung der reinen Zahl zurückgeführt, so daß das Werkchen als willkommener Beitrag zur Entwickelung der Elementar-Mathematik erscheinen wird.

(357.) In der *Friedrich*'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die

NAPOLEONIDEN

bis auf die gegenwärtige Zeit.

Ein welthistorisches Erinnerungsbuch

von

J. Darnoc.

Nebst zwölf wohlgetroffenen Porträts der Napoleoniden.

12. Auf starkem Velinpapier. In Cambric gebunden Rthlr. 1. = fl. 1. 48 kr.

(358.) Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Die Frau

in ihren

häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Von Mrs. Sandford. Aus dem Englischen.

Preis 27 Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Das Original hat in wenigen Jahren fünf Auflagen erlebt, was bei den vielen vortrefflichen englischen Erziehungsschriften eine außergewöhnliche Erscheinung ist. — Unsere deutsche Literatur weist keine Schrift auf, die das weibliche Leben in häuslichen und gesellschbftlichen Verhältnissen so wahr und klar schildert, als die obige. Die Uebersetzung ist fließend, und die Uebersetzerin beweist, daß es ihr, bei ihrem längeren Aufenthalt in England, völlig gelungen ist, den Geist der Sprache wiederzugeben.

(359.) Für 10 Sgr. oder 36 Xr. ist zur Unterhaltung, wie auch zur Wiedererzählung, die beliebte Schrift in vierter Auflage in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Rabener

Knallerbsen,

oder:

Du sollst und mußt lachen.

Enthaltend: (256) interessante Anekdoten. Zur Aufheiterung in **Gesellschaften,** — auf **Reisen.** — **Spaziergängen** und **bei Tafel.**

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und bei Wiedererzählung derselben ein baucherschütterndes Lachen veranlassen.

Wechsel-Course.

Frankfurt, *am 12. Juni.* Gulden Süddeutsch. Währung.

Frankfurt gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 100 fl. Cour.	98⅞	—	98⅜	—
Augsburg . 100 fl. (20r)	—	119⅝	—	—
Bremen . . . 50 Rth. L'd.	98¼	—	—	—
Hamburg . . 100 Mark B.	—	87⅝	—	87⅛
Leipzig . . . 60 Rth. . . .	105⅛	—	—	—
London . . . 10 Liv. St.	119⅞	—	119½	—
Lyon . . . . . 200 Francs.	—	93⅜	—	—
Mailand . . . 250 Lire A.	—	102	—	—
Berlin . . . . 60 Rth. PC.	—	105	—	—
Paris . . . . . 300 Francs.	—	93⅜		—
3/M. G. 93				
Wien . . . . . 100 fl. (20r)	—	122⅜	—	—
3/M. G. 121⅝				

Köln, *am 12. Juni.* Thaler Preussisch Courant.

Köln gibt für	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl.	141 4/10	—	140 6/10	—
Paris . . . . . 300 Francs.	80 5/10	80 6/10	80 1/10	80
Frankfurt . 150 fl.	85 6/10	—	85 1/10	—
London . . . 1 Liv. St.	—	—	6. 24	—
Berlin . . . . 100 Rth. . . .	—	99 9/10	—	99 4/10
Leipzig . . . 100 Rth. . . .	—	—	—	99 3/10
Augsburg . 150 fl.	102 7/10	102 8/10	—	—
Hamburg . 300 Mark B.	—	150 1/10	—	149 4/10
Antwerpen 300 Francs.	80 6/10	—	—	—
Brüssel . . . 300 Francs.	80 6/10	—	—	—
Bremen . . . 100 Rth. L'd.	—	112	—	—
Wien . . . . 150 fl. (20r)	—	105	—	—

Elberfeld & Barmen, *am 10. Juni.* Thaler Preussisch Courant.

Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl.	141 9/10	141 4/10	—	140 6/10
Augsburg . 150 fl. (20r)	—	102 3/10	—	102
Wien . . . . 150 fl. (20r)	—	105 1/10	—	104 3/10
Bremen . . . 100 Rth. L'd.	111 9/10	111 7/10	111 4/10	111 2/10
Hamburg . 300 Mark B.	150 4/10	150 2/10	149 6/10	149 4/10
3/M. G. 149				
Leipzig . . . 100 Rth. . . .	—	—	—	99 3/10
Breslau . . . 100 Rth. . . .	—	—	—	99 3/10
London . . . 1 Liv. St.	6. 25½	—	6. 24½	—
Antwerpen 300 Francs.	—	80 4/10	—	—
Brüssel . . . 300 Francs.	—	80 3/10	—	—
Berlin . . . . 100 Rth. . . .	—	99 4/10	—	99 3/10
Paris . . . . . 300 Francs.	80 4/10	80 1/10	80	79 9/10
3/M. Br. 79 5/10. G. 79 6/10				
Frankfurt . 150 fl.	85 7/10	85 6/10	85 3/10	85 1/10
3/M. G. 84 8/10				
Mailand . . . 300 Lire A.	—	69 9/10	—	—

Course der Geldsorten.

Frankfurt,	fl	xr
Neue Louisd'or (Carolin) . . .	11	4
Alte Louis'dor oder Pistolen .	9	47½
Friedrichsd'or, Preussische . .	9	47½
Holländische Zehngulden-stücke	9	55½
Rand-Dukaten	5	35

am 12. Juni.	fl	xr
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	9	30
Englische Souverains	11	56
Laubthaler, ganze (Fr. Kronth.)	2	43¼
Preussische Thaler	1	44⅞
Fünffrankenthaler	2	20

Köln, Elberfeld *und*	Rthl	Sgr
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	17½
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehngulden-stücke	5	20
Rand-Dukaten	3	5

Barmen, *am 12. Juni.*	Rthl	Sgr
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	5	12½
Französische Kronenthaler . .	1	16¾
Brabanter Kronenthaler	1	16
„ „ halbe .	—	22½
„ „ viertel		11¼
Fünffrankenthaler	1	10

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Friedrich.

tuirte und einzig auf den Marien-Kultus basirte gewesen sei. Sie zitiren die Worte der vom Michaelistage 1440 datirten Stiftungsurkunde, welche lauten: „Eine Gesellschaft Unserer Lieben Frauen, die wir tragen in solchem Sinn und Meinung, daß unser Herz, in Betrachtung unserer Sünde, in Bitter- und Wehtagen gleich als in einer Premse sein soll; wir auch fernerhin der Gnaden und Hülfe der Jungfrau Maria, die sie uns erworben hat, und deren wir täglich inne werden, in unserm Herzen nicht vergessen, daß wir endlich auch unser Ende, wenn wir von dieser Welt scheiden, gleich dem Schwane vorher bedenken sollen und uns darauf vorbereiten, so daß wir in unserer Seele stets unschuldig erfunden werden;" außerdem wird durch Mittheilung mehrerer Aktenstücke aus Raumer's Codex diplomaticus Brandenburgensis continuatus dargethan, daß Friedrich II., der Kurfürst „mit den eisernen Zähnen", ein äußerst katholischer Mann gewesen, der an die Fürbitte der Heiligen geglaubt und sich einer „kindlichen Unterwerfung unter die Autorität der römischen Kirche" im höchsten Grade befleißigt habe.

Aus allem Dem wird nun gefolgert, daß der von Friedrich Wilhelm IV. angeblich erneuerte Schwanenorden mit der von dem Kurfürsten Friedrich II. gestifteten „marianischen Sodalität" gar nichts gemein habe. Dieser „von dem Papst Nikolaus (angeblich im Jahre 1447, welche Angabe jedoch etwas zweifelhafter Natur ist) bestätigte" Orden, dessen Mitglieder täglich „zu Ehren der Gottesgebärerin" ein fromm Gebet von fünf Strophen, deren erste also lautet:

„Mutter aller Seligkeit
Dich lobt die Christenheit
Bei Pflicht zu allen Stunden;
Doch zu fürder Innigkeit,
Zu Deines Lobes Würdigkeit
Hab ich mich verbunden",

haben sprechen müssen, sei durch die Ueberhandnahme der „sogenannten Reformation" in der Mark Brandenburg ipso jure erloschen. Wenn man sich darauf stütze, daß derselbe „niemals ausdrücklich aufgehoben worden sei" und hieraus für die Berechtigung zu dessen „Erneuerung" Etwas folgern wolle, so müßte man ja auch alle vor der „sogenannten Reformation" gemachten Meßstiftungen, Fundationen zu Anniversarien, ewigen Lampen, Prozessionen und sonstigen spezifisch katholischen Einrichtungen für noch rechtlich fortdauernd erklären, wogegen doch gewiß die königl. preußische Finanzverwaltung einige Einwendungen zu machen haben würde. Also kurzum, der neue Schwanenorden sei nicht der alte, der neue könne für den Katholizismus nichts Gemeinsames haben, und ein protestantischer Fürst könne den alten katholischen Schwanenorden nicht erneuern und nicht fortführen.

Diese Deduktionen der „historisch-politischen Blätter" und der übrigen deutschen Organe des Katholizismus sind sehr lehrreich für uns. Man erlaube mir, einige Nutzanwendungen in dem Folgenden darzulegen, obgleich es gewiß nicht alle sind, die sich daraus ziehen lassen und der aufmerksame Leser vielleicht noch manche andere finden wird.

Auch auf dem Gebiete des Protestantismus hat sich eine reaktionäre Partei gebildet, welche sich ängstlich an das „Positive", an das stabilisirte Glaubensdogma, anklammert und dadurch den dem Protestantism innewohnenden Trieb der Entwickelung und Fortbildung verkennt und beinahe fürchtet. Da diese Richtung sich so dem innersten Kern des Protestantismus entfremdet, muß sie große Zuneigung und einen gewissen Annäherungstrieb zu dem Katholizismus, diesem wohlausgebauten Organismus einer durch und durch „positiven" Kirche fühlen. Leider aber kann nun einmal eine solche Annäherung nie und nimmer gelingen. Denn eine rein orthodoxe Kirche ist immer eine durchaus exklusive; sie kennt keine Annäherung, sondern nur eine Einverleibung, eine „Rückkehr in den Mutterschooß", oder, „es würde", wie sich der Papst in dem vorliegenden Falle ausgedrückt hat, „ein auffallender Weg sein, sich die Gnadenmittel der Kirche aneignen zu wollen, ohne vorher in die Kirche zurückgekehrt zu sein."

Wie solche Annäherungsversuche des positiv-orthodoxen Protestantismus von dem Katholizismus aufgenommen werden, davon haben wir noch vor etwa zwei Jahren ein merkwürdiges Exempel erlebt. Der dermalen so viel besprochene Herr Viktor Aimé Huber, der zukünftige Herausgeber eines in die Vergangenheit blickenden „Janus", machte damals dem Katholizismus den Vorschlag, sich mit dem positiv-orthodoxen Protestantismus zu einer Defensivallianz zu verbinden gegen die lästerhafte Partei der Kritik und des Umsturzes, das heißt zu deutsch: namentlich gegen die damaligen „Deutschen Jahrbücher". Was war die Antwort, die der gar zu diensteifrige Herr Huber bekam? Die „historisch-politischen Blätter" gaben ihm folgenden Bescheid: „Der Katholizismus sei die einzig wahre Kirche, jede andere sei unwahr, der orthodoxe Protestantismus so gut, wie der kritische. Letzterer sei sogar noch vorzuziehen, denn er sei die konsequente Unwahrheit, während jener die unkonsequente Unwahrheit sei. Die Wahrheit aber könne sich so wenig mit der unkonsequenten Unwahrheit zur Bekämpfung der konsequenten Unwahrheit verbinden, als sich die Vertheidiger des Satzes, daß zwei mal zwei vier sei, mit den Anhängern eines Satzes, daß 2 mal 2 = 6 sei, sich verbinden könnten gegen die Meinung, daß 2 mal 2 = 16 sei." So schnöde also wurde der freundschaftliche Händedruck, den Herr Huber mit seinem schwärmerischen Herzen dargeboten, von jener Seite zurückgewiesen.

Dies mag eine warnende Lehre für unsere reaktionairen Protestanten sein. Der Katholizismus wird sie nur dann annehmen, wenn sie sich in derselben Form präsentiren, wie die Puseyten in England, sonst nicht.

Eine zweite Nutzanwendung bezieht sich speziell auf die Erneuerung des Schwanenordens. Niemand kann es gewiß mißbilligen, wenn ein Regent gerne bei den glorreichen Erinnerungen an seine großen Ahnen verweilt und mit Liebe an denselben hängt. Gleichwohl aber bleibt es ein mißliches Wagniß, ein bereits seit mehreren Jahrhunderten schlafengegangenes soziales Institut — und wäre es auch nur dem Namen nach — wieder in's Leben zu rufen. Dem Gestorbenen kann Niemand wieder den frischen Odem des Lebens einhauchen; es bleibt todt. Die finsteren Gewalten der vergangenen Jahrhunderte haben sich's angeeignet und wachen darüber, daß es sich Niemand Anders wieder erwecke, und macht Jemand den Versuch, dann reklamiren sie ihr Eigenthum. Darum deuten die „historisch-politischen Blätter" an, der König von Preußen sei zur Erneuerung des Schwanenordens nicht berechtigt gewesen, und die Frankfurter Oberpostamtszeitung gibt zu verstehen, er habe sich durch seinen „katholisch gewesenen" Ahn (Friedrich II.) und durch seine „Rechte an Chur und Krone", obgleich souveräner König, zu rechtfertigen gesucht. So lächerlich auch dergleichen Suggestionen sein mögen, sie lehren uns doch auf's Neue den Grundsatz, daß wir an die Gegenwart, nicht an die Vergangenheit, anknüpfen sollen, sie prägen uns den alten, weisen Spruch ein:

„Laßt ruhn die Todten!"

---

*Zur Geschichte konfessioneller Friedfertigkeit und christlicher Nächstenliebe.

Unter dieser Ueberschrift theilt Harleß' Zeitschrift für Protestantismus und Kirche einen aus Erlangen vom 28. März d. J. datirten Korrespondenzartikel mit, den wir, der Trefflichkeit des Inhaltes wegen, in das Bürgerblatt aufnehmen:

„Eben haben die Glocken der protestantischen Kirchen hiesiger Stadt ausgeläutet, unter deren Klängen ein katholischer Mitbürger zu seiner Ruhestätte gebracht worden ist. Bei dem Vergleich mit dem konfessionellen Hader, welcher in anderen Theilen unseres bairischen Vaterlandes nicht verschmäht, bei Leichen und Leichenbegängnissen, wie die Hyäne der Gräber, seine liebste Nahrung zu suchen, wollte es dem Schreiber dieses wieder einmal wohl um das Herz werden, wie im Dankgebete, daß Gott doch wenigstens die unmittelbar nächste Nähe der Umgebung vor solcher Schmach, vor dem Gift solchen Hasses bewahrt erhalten habe. Aber da fiel des Schreibers Blick auf ein gedrucktes Aktenstück, welches eben erst in seine Hände gekommen war. Es ist das vom bischöflichen Ordinariat Würzburg unter dem 5. Januar 1844 erlassene, von dem Generalvikar Pörtner und dem Sekretär Müller gezeichnete Zirkular an den gesammten Kuratklerus des Bisthums Würzburg, Verhalten bei Beerdigung von Protestanten betreffend. Da heißt es:

„„Verschiedene Anstände, welche sich in neuerer Zeit in mehreren Pfarreien in Bezug auf Beerdigung von Protestanten ergeben haben, veranlassen uns, um allenthalben ein gleichförmiges Verfahren in unserer Diözese herbeizuführen, zu folgenden Bestimmungen: 1) Stirbt ein Protestant in einer Pfarrei, aus welcher die darin wohnenden oder sich aufhaltenden Protestanten förmlich aus- und in eine protestantische Pfarrei eingepfarrt sind, so hat der katholische Pfarrer die Beerdigung und alle darauf bezüglichen Akte lediglich dem einschlägigen protestantischen Prediger zu überlassen.

„„2) Geht aber ein Protestant in einer Pfarrei mit Tode ab, aus welcher die darin wohnenden Protestanten nicht ausgepfarrt sind, und es wird dem Pfarrer der Wunsch zu erkennen gegeben, daß der Verstorbene in einer benachbarten protestantischen Pfarrei, von einem protestantischen Prediger beerdigt werde, so hat der katholische Pfarrer diesem Wunsche nicht hinderlich zu sein, sich jedoch aller Theilnahme an dem Begräbnißakte und der Gegenwart bei demselben zu enthalten. Jedoch hat in einem solchen Falle die Eintragung in das Sterberegister durch den katholischen Pfarrer, mit der geeigneten Bemerkung, daß die Beerdigung durch den protestantischen Pfarrer und wo sie stattgefunden habe, zu geschehen. Wird aber in dem angeführten Falle ein Wunsch, wie er oben angegeben ist, dem katholischen Pfarrer nicht ausgedrückt, so hat dieser im Talar mit Mantel die Leiche zum Grabe zu begleiten und der Beerdigung als Zeuge beizuwohnen, dabei jedoch weder einen kirchlichen Ritus, **noch ein Gebet**, — auch nicht pro omnibus fidelibus defunctis — zu verrichten, sondern nach geschehener Einsenkung der Leiche sich wieder **stillschweigend** zu entfernen. Glockengeläute findet bei solchen Beerdigungen nur da statt, wo entweder ein Simultaneum oder bestehende besondere Verträge den Protestanten ein Recht auf den Mitgebrauch der Glocken einräumen. Durch diese Bestimmung wird zugleich die Instruktion vom 26. März 1825, insoweit sie damit im Widerspruche steht, hiermit ausdrücklich aufgehoben."" —

Welch ein Kontrast zwischen den Gedanken, welche sich an das vernommene Glockengeläute knüpften, und dem Geiste solcher Erlasse! Nicht, daß das bischöfliche Ordinariat außer seinem kirchlichen Rechte wäre. O es ist ganz in seinem Rechte — das wird bald Alles bei uns so auf den Boden ausschließlichen Rechtes zurückgeführt sein, daß die Liebe keinen Raum mehr findet und sehen mag, wo sie ihr Leben unter glücklicherem Himmelsstriche friste. Vielleicht daß, wenn einmal erst die Liebe zu Grabe getragen ist, sie zu diesem Leichenbegängniß die Glocken läuten lassen."

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Eduard Westburg,
oder
die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.

Zwölftes Kapitel.
(Fortsetzung.)

Ausser sich vor Wuth starrte Dubois Mathilde an. Mit Gewalt konnte er jetzt Nichts ausrichten; allein ein Mittel wollte er noch versuchen, ehe er sich verloren gab, und dieses Mittel war List.“

„Mathilde, theure Mathilde,“ rief er, indem er den Dolch von sich warf: „Nur eine Bitte habe ich noch an Dich, nämlich, richte Dein Pistol auf meine Brust und mache meinem Leben ein Ende.“ Bei diesen Worten fiel er vor ihr auf die Kniee und riß seine Kleider offen, so daß seine Brust entblößt wurde.

„Stehe auf!“ rief ihm Mathilde zu; „beuge Deine Kniee nicht vor mir, sondern vor Gott, den Du mehr als mich beleidigt hast.“

„Ihn habe ich nicht beleidigt,“ versetzte Dubois, mit verstellter Demuth seine Augen zum Himmel erhebend; „denn was Du auch von mir denken magst, Mathilde, ich schwöre es Dir, ich bin unschuldig.“

„Du? Wollte Gott, daß das Wahrheit wäre!“

„Ich will mich vor Dir rechtfertigen, Mutter meines Kindes,“ sprach das Ungeheuer mit der Stimme eines Engels, aber den Teufel im Gesichte: „Sieh, sieh hier, Mathilde! Lies diese Schrift. Sie enthält den Bund Eduard Westburgs und einiger Andern gegen das Leben des Prinzen Mauriz von Oranien. Lies, lies sie andächtig, und dann sage mir, wen Du für schuldiger hältst, mich oder ihn. Ich habe diese Schrift in meine Hände zu bringen gewußt, damit sie nicht einst gegen ihn zeuge. Seine Jugend, die zärtliche Neigung, welche er für die Tochter des Hauses fühlt, in welchem ich so viel Gutes genieße, haben mich verpflichtet, mich seiner anzunehmen. Ich habe ihm gerathen, lieber zu fliehen, ehe die Verschwörung entdeckt würde, als wenn er der Strafe nicht mehr entgehen könnte. Alle meine gutgemeinten Rathschläge hat er verschmäht, und zwar nur darum, weil seine Flucht ihn von Elisabeth entfernen würde. Ich habe die Rolle eines Liebhabers bei Elisabeth gespielt, sie gegen ihn einzunehmen gesucht, damit ihre Liebe zu ihm erkalten möchte und ich ihn desto leichter zur Flucht bewegen könnte. Um diesen Zweck zu erreichen, habe ich auch Dich veranlaßt, eine Rolle zu spielen, die Du aber verdorben hast, weil Du mich nicht begriffst und mir mißtrautest. O, welch seliges Gefühl würde es für mich gewesen sein, wenn das Gewitter vorüber und die Verschwörung vergessen war, Eduard mit Elisabeth vereinigen zu können! Wie würden sie, die mich jetzt hassen und mir fluchen, mich geliebt und gesegnet haben!“

„Sollte es möglich sein? Sprichst Du die Wahrheit, Lorenzo? —“

„Den Beweis davon hast Du in der Hand,“ antwortete Dubois; „doch gib mir ihn wieder; denn wenn er bei seiner Weigerung zu flüchten beharrt, werde ich ihn mit der Drohung, diese Schrift an den Prinzen zu senden, zwingen, meinem Rathe zu folgen.“

„Edelmüthiger Mann!“ rief Mathilde aus, indem sie ihm das Papier wiedergab, welches er mit einem höllischen Lächeln wieder einsteckte, „edelmüthiger Mann, ich flehe um Verzeihung! Deine Absichten waren rein und gut; ich bin wieder, wie sonst, die Deine; kannst Du mir alles Böse, was ich von Dir dachte, vergeben?“

„Vergeben ist die Pflicht eines Christen,“ entgegnete Dubois, „und wie gerne thue ich es, wenn es die Mutter meines Kindes, wenn es Dich betrifft, theueres Mädchen! — Doch, sprechen wir nicht mehr vom Vergangenen. Sieh hier, Mathilde,“ fuhr er fort, indem er ihr eine goldene Kette um den Hals hing, „dies sei ein Zeichen unserer aufrichtigen Versöhnung! Diese Kette sei Dir ein Andenken an den, der zwar nicht durch das Band der Ehe mit Dir verbunden ist, Dich aber inniger liebt, als je ein Ehemann seine Gattin lieben kann. Dein Gesicht glüht noch vor Zorn; trink ein Glas Wein mit mir, Mathilde; das wird Dein Gemüth wieder zur Ruhe bringen.“

Jetzt trat er mit ihr an den Tisch, schenkte zwei Gläser ein und goß unbemerkt aus einem Fläschchen einige Tropfen in das eine, bot ihr dasselbe an und sagte: „Trink, Mathilde, trinke auf die Erneuerung unserer Freundschaft; dieser Wein, den Dir die Hand der Liebe reicht, ist...“

„Vergiftet!“ rief eine Stimme, „trinkt nicht, oder Ihr seid des Todes!“ — Kroonenburg, der, ohne bemerkt zu werden, in's Zimmer gekommen war, stieß den Becher aus Mathildens Hand, und der Wein strömte auf den Boden.

„Großer Gott!“ rief das erschrockene Mädchen, „wem werde ich noch trauen dürfen?“ und floh aus dem Hause.

Als Mathilde das Zimmer verlassen hatte, starrten beide Männer einander schweigend an. Dubois, zu stolz, Kroonenburg zuerst anzureden, streichelte einen großen rauhhaarigen Hund, der ihm gehörte und dessen Kopf auf seinen Knieen ruhte. — Kroonenburg schwieg ebenfalls, nicht aus Stolz, sondern vor Abscheu. Freilich hatte er Dubois als falsch, als einen Wollüstling kennen gelernt, aber als einen Mörder, als einen kaltblütigen Mörder, so verworfen hatte er sich ihm noch nicht gezeigt.

„Niederträchtiger Giftmischer!“ rief er, auf's Aeußerste empört, „kaltblütiger Mörder, was hat diese Unschuldige verbrochen, daß Du so mit ihr verfährst? Ist es nicht genug, daß Du sie entehrt hast? Sprich, Ungeheuer, warum wolltest Du sie vergiften?“

„Ehrwürdiger Vater,“ antwortete Dubois mit höhnischem Tone, „heiliger Vater Erastus, was hatte Euere Frau verbrochen, daß Ihr so mit Ihr verfahren habt? War es nicht genug, daß Ihr ihr Vermögen ranbtet? Warum habt Ihr sie vergiften lassen? Warum....“

„Schweigt, Lorenzo, schweigt, und verbittert mir die wenigen Tage nicht, die ich noch zu leben habe! Nur kurze Zeit noch will ich das Leben genießen, und dann will ich selbst mich nur dem Dienste des Himmels weihen und strenge den Leib kasteien, um meine Sünden abzubüßen, bis ich den letzten Athem aushauche, und wiewohl meine letzten Augenblicke nicht die eines Mannes sein möchten, der im Herrn entschläft, so wird es doch besser sein, nur kurze Zeit harte Buße und Kasteiung hier auf der Erde zu erleiden, als die ewigen Strafen, welche den schnöden Sünder jenseits treffen; besser die nagenden Qualen des Gewissens für die kurzen Augenblicke, die mir noch übrig sind, demüthig zu ertragen, als ihre Marter dort ewig zu fühlen, wo kein Friede mehr wohnt, keine Ruhe mehr zu finden ist.“

„Dies Euer Vorhaben ist sehr löblich,“ versetzte Dubois, „und Ihr sagt, daß Ihr bereits morgen Abend abreisen wollt? Wohlan, dann will ich Euch einen Brief an den Prior des Klosters mitgeben, in welchem ich Euch vorläufig als Novizen habe aufnehmen lassen; die Kapuziner thun strenge Buße und führen ein tugendsames und frommes Leben. Dort werdet Ihr Ruhe finden und alle Euere Sünden werden Euch vergeben werden, wenn Ihr die Pilgerfahrt nach Rom werdet ausgeführt haben, die ich Euch zu Euerm Seelenheile vorgeschrieben habe. Ihr habt ein Kloster in Frankreich einem spanischen vorgezogen, gut; ich habe Euerm Wunsche genügt; aber Ihr habt ein ansehnliches, ja ein sehr großes Vermögen..... wem wollt Ihr dasselbe überweisen? Da weltliche Dinge, Schätze, die Rost verzehrt und welche die Motten verderben, Euch nach Ablegung des Gelübdes der Armuth in Versuchung führen möchten, so frage ich Euch, auf welche Weise Ihr über Euer Vermögen zu verfügen gedenkt?“

„Den größten Theil,“ versetzte Kroonenburg, „beabsichtige ich den Armen zu schenken, den Rest aber dem jungen Mann, den Ihr diesen Abend in die Verschwörung gegen Mauriz verwickelt habt. Dieser Eduard Westburg flößt mir ein lebhaftes, ein unbegreifliches Interesse ein, und ich danke dem Himmel, daß der Beweis seiner Theilnahme an dieser Unternehmung abhanden gekommen ist! denn.....“

„Genug davon!“ fiel ihm Dubois in die Rede. „Ihr werdet wohl Euern Entschluß ändern, wenn ich Euch Dinge mittheile, die ich erst vor kurzer Zeit erfahren habe. Doch, erzählt mir noch ein Mal Euere Lebensgeschichte. Stückweise habt Ihr es schon mehr als ein Mal gethan; aber verschweigt mir jetzt Nichts und laßt mich Alles wissen; das ist vielleicht wichtiger für Euch, als Ihr denkt.“

„Ich will es in wenigen Worten thun,“ antwortete Kroonenburg, „denn es fällt mir schwer, die Greuel zu erzählen, die meine Hände vollführt haben.“

„Aus einem altadeligen holländischen Geschlechte entsprossen, ward es mir nicht schwer, in meinem zwanzigsten Jahre als Lieutenant im Heere angestellt zu werden. Ich hatte das Unglück, eine junge Spanierin kennen zu lernen, die, was ihre Schönheit betraf, die Zierde ihres Geschlechtes genannt werden konnte. Sie sehen und lieben, war für mich Eins und Dasselbe. Unser Umgang wurde von Tag zu Tag vertrauter, von Tag zu Tag kam sie mir anmuthiger vor, so daß ich endlich fühlte, ohne sie nicht glücklich sein zu können. Ihr Vater bekleidete eine ansehnliche Stelle im spanischen Heere, war aber nichts weniger als reich. Sie, meine Geliebte, wohnte bei einer Verwandten, einer Holländerin zu Gorkum, und in deren Hause habe ich die schönsten Stunden meines Lebens zugebracht. — So verflossen beinahe zwei Jahre, als sich das Glück von mir wandte und Angst und Schmerz an seine Stelle traten; mit einem Worte, unser Umgang war zu vertraulich geworden, und ein Sohn, der uns geboren wurde, war der Beweis ihrer Schwäche und Schande. Sie zu heirathen, war mir unmöglich, da sie spanischer Herkunft war und ihr Vater noch in spanischen Diensten stand, ich aber beim holländischen Heere angestellt war. Täglich machte sie mir die schrecklichsten Vorwürfe, begann bereits die Maske abzuwerfen und ließ mich ihre teuflische Gesinnung fühlen. Endlich konnte ich ihr Quälen nicht länger ertragen; ich schenkte ihr Alles, was ich damals besaß, schrieb ihr, daß sie mich nie wiedersehen sollte, und begab mich nach Utrecht, kam dort in Bekanntschaft mit einem reichen Edelfräulein, faßte Liebe zu ihr und heirathete sie. Zu gleicher Zeit bekam ich Nachricht, daß Manuela mit ihrem Kinde sich aus jener Stadt entfernt habe, ohne daß man wußte, wohin. — Meine Ehe schien eine glückliche sein zu sollen, und fünf Jahre des reinsten Glückes waren auch bereits verflossen, und meine Gattin wiegte bereits ein liebliches, dreijähriges Knäblein auf ihrem Schooße, das unsern Bund noch fester knüpfte, als ich einst von einem kleinen Ausfluge zurückkehrte und einen Brief von Manuela de las Valgas vorfand. Sie hatte von meiner Verheirathung Kenntniß bekommen und schwur mir, wofern ich nicht sie und unser Kind vor Mangel schützte, daß sie meiner Frau Alles offenbaren werde, und ehe ich noch den Brief zu Ende gelesen, meldete man mir, daß mich Jemand zu sprechen verlange, und — Manuela stand vor mir. Ich bewilligte alle ihre Forderungen, schenkte ihr eine ansehnliche Summe und beschwor sie, sich meiner Gemahlin nicht zu zeigen. Kaum aber war ein halbes Jahr verflossen, als Manuela so grenzenlose Forderungen machte, daß ich mich fast in der Unmöglichkeit befand, sie zu erfüllen. Die Spanierin hatte sich ganz verändert; ihr Gesicht war zwar noch so schön, als ehemals, allein

ihr Herz war böse und schlecht geworden. Wenn ich mich weigern sollte, ihren unmäßigen Forderungen zu genügen, drohte sie, sich mit dem Kinde zu meiner Frau zu begeben, und ich hielt sie nur für zu fähig, diese Drohung zu erfüllen. Meine Frau begann mir Vorwürfe zu machen, daß ich ihr Vermögen durchbrächte, und nun verwandelte sich die Achtung, die ich stets für sie gefühlt hatte, in einen Haß, der von meiner ehemaligen Geliebten immer mehr angefacht wurde. Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich meiner. Wenn ich Manuela Unterstützung verweigerte, oder sie in ihrer nutzlosen Verschwendung hindern wollte, hatte ich zu befürchten, daß sie das zwischen uns bestehende Verhältniß meiner Frau verriethe, und dann hatte ich zu besorgen, daß diese auf Ehescheidung antragen und mich so aller Mittel, deren ich zu meinen Bestehen bedurfte, berauben würde. Andererseits verweigerte mir meine Frau die Summen, die ich bald mit Güte, bald wieder mit Ungestüm von ihr zu erlangen suchte; auch meine Lage wurde verzweifelt. Endlich machte Manuela, dieser Teufel in Engelsgestalt, mir den Vorschlag, mich des Vermögens meiner Frau zu bemeistern und mit ihr zu fliehen; unser Kind hatte bereits sein drittes Jahr erreicht und war das Band, welches mich noch an sie fesselte. Ich wußte, daß meine Frau in einem vor unser Ehe errichteten Akte mich zu ihrem alleinigen Erben ernannt hatte; ich hatte es Manuela gesagt und diese machte mir zu wiederholten Malen bemerklich, daß meine Frau sterben müßte, und daß sonst kein Glück für mich zu finden wäre. Anfangs graute mir vor einer solchen Unthat, aber am Ende wurde ich mit diesem Gedanken vertraut, mein Haß gegen meine Frau und meine Liebe zu Manuela wurden so heftig, daß ich mich zu dieser Unthat entschloß, und Manuela, die selbst Mutter war, bereitete mir das Gift für die Mutter meines Kindes."

(Forts. f.)

*Der Weihnachtsabend eines armen Souffleurs.

(Fortsetzung.)

„Wermuth! Theuerster Wermuth, so warten Sie doch!" ruft auf einmal in einiger Entfernung hinter mir eine wohlklingende Männerstimme. Ich drehe mich um und sehe einen schlanken jungen Mann in stattlichem Reisekleide mir nacheilen. Ich erwarte den Fremden und — wunderbare Fügung des Himmels, der gewöhnlich die Hülfe zur rechten Zeit schickt — es ist Bellmann, der Verlobte Adelgundens. „Bellmann!" — „Wermuth!" — „Willkommen tausendmal! woher denn so auf einmal."

„Von Dresdheim, Freund."

„Ei wie nobel angethan! Das Glück muß Ihnen gelächelt haben."

„Dem Himmel sei Dank! ja, ich habe ein reiches Erbtheil und ein vortheilhaftes Engagement erhalten. Doch davon später, erst zu Adelgunden. Sagen Sie mir geschwind Flüstersliege's Wohnung, oder führen Sie mich selbst hin, Sie würden sich mir sehr verbinden."

„Mit Vergnügen, lieber Freund, aber erst kommen Sie mit mir. Hier ist mein Logis. Ich habe Ihnen im Betreff Ihrer Braut Verschiedenes mitzutheilen."

„Um Gott! Es ist ihr doch kein Unglück wiederfahren? Sie ist doch nicht krank oder etwa gar — antworten Sie! Sie bringen mich um mit Ihrem Schweigen."

„Werther Freund, Sie reißen mir ja den Rock entzwei. Kommen Sie nur. Ich werde Ihnen in der warmen Stube Alles berichten." Und so führe ich ihn fast mit Gewalt in's Haus und die Treppe hinauf.

Nach wenigen Minuten hat uns der weiche Sopha aufgenommen. Während dessen habe ich im Stillen schnell überlegt, ob es auch gerathen sei, dem ungeduldigen Bräutigam den augenblicklichen Stand der Dinge bei Flüstersliege mitzutheilen, und mich dahin entschieden, Bellmann so lange bei mir aufzuhalten, bis ich nähere und bestimmte Nachricht von der hoffentlich glücklichen Entbindung des Mädchens eingeholt habe. Aus Bellmanns Mienen blickt noch immer eine gewisse Furcht und die ängstliche Besorgniß hervor, sein geliebtes Mädchen schwer erkrankt wiederzufinden. Mich freut diese Unruhe, dieses ängstliche Fragen, denn es liefert einen neuen Beweis, daß nicht alle Schauspieler, wie die arge Welt irrig wähnt, treulos und wankelmüthig sind. Nach einigen Hin- und Herfragen theilt mir Bellmann die kurze Geschichte seiner Abwesenheit mit, die reich an wechselvollen Begebenheiten ist, des Guten und Bösen viel in sich trägt. In den sechs Monaten seiner Trennung von Adelgunden hat er Vieles erlebt, das Geschick hat ihm übel mitgespielt. Getäuschte Hoffnung, Noth und Elend haben eine Zeitlang Fangball mit ihm gespielt, aber ihn doch endlich der Frau Fortuna in die Arme geworfen. Doch lassen wir ihn selbst erzählen:

„Sie wissen, lieber Freund, daß ich vor ungefähr anderthalb Jahren unter der hiesigen Direktion meine theatralische Laufbahn begann. Ausgerüstet von der gütigen Mutter Natur mit leidlichen Mitteln, brachte ich es in dem ersten Jahre durch Fleiß und Studium so weit, daß mir der Vorstand der Bühne bedeutende Rollen anvertraute, die mir den Beifall des Publikums und das Wohlwollen geschätzter Freunde erwarben, wozu ich Sie vor Allen rechne. Es ist Ihnen bekannt, daß ich für unsere schöne Kunst mit all dem Feuer glühe, das den jungen Schauspieler gewöhnlich ermuthigend durchströmt und ihn alle jene Erbärmlichkeiten des Neides, der Kabale und Unwissenheit seiner Kollegen und sogar jeden Mangel verachten läßt. Mitten nun in meinem Enthusiasmus für die Kunst, in meinem eifervollen Streben, mich mehr und mehr auszubilden, trat mir auf einmal die Liebe in den Weg und rief mir ein gewichtiges Halt zu. Unter den affektirten Närrinnen und unwissenden Theaterprinzessinnen unserer Bühne machte die arme Souffleurstochter eine ehrenvolle Ausnahme. Ihr stilles, sanftes Benehmen, ihre Anspruchlosigkeit, ihr Talent, ihre liebliche Jugendfrische und ihr unverdorbenes Herz erweckten bald meine stille, aber innige Theilnahme. Da wurde Hamlet gegeben. Meine Adelgunde, welche die Ophelia spielte, entzückte das Publikum und flößte zugleich mir auf einmal die heftigste Liebe ein. Aber es war eine reine platonische Flamme, Freund, die in mir brannte und auch bald sich in dem Herzen meiner Schönen für mich entzündete. Wir liebten uns treu und rein, bis endlich unser öfteres Alleinsein, das blinde Zutrauen des Vaters, mein heißes Blut — die Gelegenheit" — Bellmann stockt hier und das Blut schießt ihm in beide Wangen.

„Ich verstehe Sie, lieber Freund, Ihre platonische Flamme brannte in die der Sinnlichkeit hinüber: die alte Geschichte, aber Sie brauchen deshalb nicht zu erröthen. Gedenken Sie doch, Demoiselle Flüstersliege zur Madame Bellmann zu machen. So recht, handeln Sie als braver Mann, wie eigentlich jeder wahre Künstler handeln sollte. Des Priesters Segen ist ja das heilende Heftpflaster auf die Wunde des süßen Vergehens." Bellmann drückt mir die Hand und fährt fort:

„Ich beschloß, meine Braut so bald, als möglich heimzuführen, erbat mir der Eltern Segen, küßte meinem Liebchen den traurigen Scheidekuß auf die blühenden Lippen und reiste dann fort, mir ein Engagement zu suchen, das mich in den Stand setzen würde, Weib und Kind ehrenvoll zu ernähren. Mit der frohen Hoffnung in der Seele, bald der Betrübten die glücklichsten Nachrichten senden zu können, eilte ich nach Dresdheim; wo ich reiche Verwandte besitze und ein Onkel von mir Intendant des dortigen Hoftheaters ist. Aber wie sehr sollten meine Hoffnungen getäuscht werden. Die Launen des Schicksals, Freund, sind wunderlich, und alte Onkel sind es oft noch weit mehr. Er hatte mit dem größten Unwillen erfahren, daß ich die Universität mit den Hallen der Kunst vertauscht, und zeigte sich höchlich erzürnt, da ich mich ihm als Schauspieler präsentirte. Er erklärte mir mit kurzen Worten, daß ich von ihm Nichts zu erwarten hätte, versagte mir jede Fürsprache und verschloß mir sein Haus und Herz zugleich. Ich klopfte bei meinen übrigen Verwandten an; auch sie kehrten mir den Rücken. So stand ich auf einmal allein und verlassen in der Welt, ich, dem das Glück als Amme bei der Wiege schon gelächelt, ohne Eltern und Freunde, die mir liebreich ihre Hand bieten mochten. Dazu eine trauernde Braut in der Ferne, vielleicht bald die Mutter meines Kindes im Elende — lieber Wermuth, ich fing zum ersten Male in meinem Leben an zu fühlen, was Unglück ist. Was blieb mir übrig, als betrübt wieder in die Welt hinauszupilgern! Als ich, auf meinen Wanderstab gelehnt, vor dem Thore stand, fragte ich mich: Wohin nun! Meine traurige Antwort war: Ich weiß es nicht. So wanderte ich fort, mitten in der Gluth des Sommers, ohne Empfehlungen, ohne einen Künstlerruf; wie sollte mir in Deutschland ein Engagement bei irgend einer guten Bühne zu Theil werden? Es vergingen fünf Monate. Mein Geld war zu Ende. Meine Uhr, Ringe u. s. w. folgten der Baarschaft schnell. Da stand ich vor wenigen Monaten fast als Bettler mit wunden Füßen vor den Thoren einer großen Residenz, in welcher ich einige Schauspieler zu finden hoffte, deren persönliche Bekanntschaft ich vor Jahren in Dresdheim gemacht hatte. Von ihnen durfte ich wenigstens momentane Hülfe erwarten. Aber auch hier nur Täuschung und Nichts als Täuschung. Diese Schauspieler gehörten leider zu jenen hochmüthigen Bühnenprinzen, welche viele Jahre schwelgend bei den Fleischtöpfen Egyptens, auf einen armen wandernden Kollegen mit Geringschätzung und Verachtung herabblicken. Vergebens ließ ich mich bei ihnen melden. Die Bedienten brachten mir die Antwort: Nicht zu Hause. Ich begegnete ihnen auf der Straße und sie erinnerten sich meiner nicht, da ich sie anredete. Die Jämmerlichen, welche noch vor wenig Jahren dem Neffen des Geheimenraths Bellmann honigfreundlich um den Bart gegangen und ihn um sein geehrtes Urtheil über ihre Leistungen gebeten, wollten mich nun, da ich ihres Gleichen geworden und arm war, nicht mehr kennen. — Sie können sich meine Lage denken. Die Verzweiflung übermannte mich und ich beschloß — o Freund, Sie werden, verdammend, mich einen Thoren schelten, aber die Gedanken des Selbstmords keimen bei exzentrischen Menschen, namentlich bei Schauspielern, nur zu schnell auf — meinen Jammer in die Fluthen der Donau für immer zu versenken. Vernunft und Religion waren meinem verzweiflungsvollen Menschenhasse gewichen. Ich verwünschte diese Brut, die mich im Elende verderben ließ, in den Abgrund der Hölle.

Es war an einem heitern Herbstmorgen früh um sechs Uhr, als ich nach der Brücke des breiten Stromes hineilte, um meinen entsetzlichen Vorsatz auszuführen. Ach, der Abschied von der Welt wurde mir schwer; denn noch nie erschien sie mir so herrlich, als heute. Die aufgehende Sonne röthete freundlich die Thürme der Stadt. Der duftig blaue Himmel zeigte mir schimmernde Morgenwölkchen, die alle nach jener Gegend hinzogen, wo meine Adelgunde gewiß schmerzlich um den Verlornen trauerte. Doch ich ermannte mich, sandte ein heißes inniges Gebet für meine Geliebte nach oben, gab den Wolken meine letzten Grüße mit, schärfte meinen Vorsatz noch einmal durch die entsetzlichsten Bilder meiner Phantasie — noch einen Blick auf den schönen Himmel und die im Morgenschimmer prangende Welt und — ich kämpfte mit den reißenden Wellen."

Ich springe entsetzt vom Stuhle auf. Bellmann aber zeigt mir ein blasses Gesicht, worauf sich die Erinnerung jener bösen Stunde in ihrer ganzen Größe spiegelt, dann fährt er mit einem dankbaren Blicke gegen die Decke des Zimmers fort.

„Ja, ja, mein Freund, so war es. Aber der ewige Vater droben rettete mich gnädig aus der kalten Tiefe. Zum Leben erwacht, fand ich mich auf einem saubern Bette in dem reinlichen, freundlichen Zimmer eines Hospitals der barmherzigen Schwestern. Von einer dieser lieben helfenden Frauen, erfuhr ich, daß ein alter Schiffer, der zufällig mit seinem Kahn unter der Brücke gelegen, den schon Besinnungslosen gerettet und hierher befördert habe. Das milde einnehmende Wesen meiner Wärterin, ihre mütterliche Freundlichkeit, die sanften Worte, womit sie mich bedauerte, der noch so jung und doch schon so unglücklich war, rührten meine Seele. Ich benetzte ihre pflegende Hand mit heißen Thränen und vertraute ihr dann die Unglücksgeschichte des letzten halben Jahres. Sie hörte sie theilnehmend mit ernstem Schweigen an, spendete mir dann die Trostgründe der Religion und verwies mich auf den Himmel und die Zukunft.

„Aber meine verabscheuungswürdige That sollte bestraft werden. Nach wenigen Tagen wurde ich von einem hitzigen Fieber, eine Folge des nassen Sprunges, ergriffen, das mich Wochenlang zwischen Leben und Tod schweben ließ. Endlich war ich genesen und vermochte schon an einem Stocke im Zimmer auf- und abzugehen. Da trat eines Morgens die sanfte Schwester, meine Wärterin, herein, wünschte mir mit frommem Gruße Glück zu meiner Genesung und drückte mir einen Brief in die Hand, der von meinem Onkel kam. Das Schreiben war voll des innersten Bedauerns mit meiner Lage und erhielt zugleich seine Verzeihung, nebst dem Versprechen, für meine Zukunft väterlich zu sorgen. Auch fand ich in dem Schreiben eine Anweisung von hundert Louisd'or, bei einen dortigen Handlungshause zu erheben. Meine Freude, wie Sie sich denken können, war grenzenlos. Ich warf die Krücke weg und versuchte lustig im Zimmer herumzuspringen. Meine Wärterin aber ergriff meine Hand und führte mich hin zum Bilde des Erlösers, dort zog sie mich nieder und kniete neben mich hin. Der Schauspieler und die barmherzige Schwester dankten vereint im heißem Gebete dem guten Gott im Himmel, daß er Alles so wohl gewendet. Als wir aufstanden, sah ich der Schwester Gesicht von sanften Thränen bethaut, es waren die der Theilnahme und des innigsten Mitgefühls. Mit welchen Worten sollte ich meiner Wohlthäterin meinen Dank aussprechen, denn sie war es, die an meinen Onkel, während meiner Krankheit, geschrieben, ihm meinen Zustand geschildert und sein Herz zu meinen Gunsten gerührt hatte. Ihr dankte ich Alles, das Leben und eine glückselige Zukunft an Adelgundens Seite. Nach einer Woche verließ ich das Hospital, nachdem ich meiner Wohlthäterin ein reiches Geschenk für irgend einen Hülfsbedürftigen zurückgelassen und mit schwerem Herzen von ihr, die mehr als mütterlich an mir gehandelt, Abschied genommen hatte.

„Mit der Schnellpost eilte ich nach Dresdheim. Bald erhielt ich durch meinen Onkel, dem ich auch meine Liebe zu Adelgunden gestand, ein Engagement als zweiter Liebhaber bei dem dortigen Hoftheater. Durch die Gunst des Zufalls, der mir nun auf einmal wohl wollte, war dort auch die Stelle eines Souffleurs erledigt. Ich empfahl natürlich Flüsterfliege und trage bereits den Kontrakt, der ihm jährlich fünfhundert Thaler sichert, in meiner Brieftasche. Das ist meine Geschichte, Freund Wermuth, die Geschichte eines jungen Schauspielers, der aus dem tiefsten Abgrunde der Trostlosigkeit, des Elends, ja des Selbstmords, durch die Hand Gottes, an den leider die Schauspieler nur gewöhnlich erst im Unglück denken, auf die freundlichen Höhen eines gesicherten Lebens und der süßen Erfüllung aller Wünsche gestellt wurde." (Forts. f.)

* Skizzen aus Kohl's Reisen in Schottland.

(Fortsetzung.)

12. Die Entwässerung des Landes.

Es ist unmöglich, mit Schotten einige Zeit zusammenzusitzen, ohne daß das Gespräch auch alsbald auf Gegenstände der Agrikultur verfalle. Denn es ist dies ein Zweig menschlicher Thätigkeit, in welchem Schottland in der letzten Zeit so reißende Fortschritte gemacht hat, daß, wenn auch einige, doch nicht große Uebertreibung dabei sein mochte, wenn meine Freunde behaupteten: „the Scotch farmers beat the English three times over" (die schottischen Farmer schlagen die englischen drei Mal aus dem Felde). Das wichtigste von allen schottischen Ackerbaudingen ist die „Drainage" (die Austrocknung oder Entwässerung des Landes). Und ich habe so unsäglich viel von „drainage", vom „drainingsystem" und von „drains" in Schottland hören müssen, daß auch meine Leser es sich gefallen lassen mögen, hier Etwas davon zu vernehmen, was sie nicht verweigern werden, da die Sache noch außerdem sehr interessant ist.

So wie ganze Theile des trockenen Persiens mit Kanälen unterminirt sind, um das Wasser im Lande zu vertheilen, so sind Schottlands Aecker fast durch und durch unterminirt, um das Land zu trocknen und das Wasser abzuführen. Diese Kanäle sind sehr schmal, etwa 1 Fuß breit und dabei etwa 3 — 4 Fuß tief. Sie gehen nach unten etwas spitzer zu. Jede Rille setzt man unten mit Steinen aus und bedeckt sie mit Ziegeln, auf die nachher ein lockeres Geröll von Kieselsteinen geschüttet wird. Ueber diesen so locker gefüllten Kanal wird dann wiederum die Erde des Ackers geschüttet, so daß das Ganze also eine verdeckte unterirdische schmale Rille ist.

Der Zweck dieser Rillen, die man „Drains" nennt, ist der, unterirdische überflüssige Quellen, oder auch überflüssige obere Gewässer und Morastfeuchtigkeiten abzuführen. Da es von allen diesen Dingen in Schottland einen großen Ueberfluß gibt, so ist es sehr nöthig, jeden Acker mit solchen Drains gehörig zu versehen, oder, wie die Schotten sagen, „to drain it." Es ist natürlich wichtig, bei jedem Acker genau zu untersuchen, wo und wie er am besten mit Drains zu versehen sei. Das Wasser tröpfelt durch die locker aufliegenden Steine herab, und da das Dach des Drain auch nicht vollkommen wasserdicht und lückenlos ist, so kommt es auf diese Weise in die Rille hinab und fließt darin fort. Die kleineren Rillen (Branch-drains) führen das Wasser in größere (Head-drains), und diese Vereinigung oder Zusammenziehung dauert fort, bis irgendwo die Gewässer in einen Bach oder Fluß abgeführt werden. Diese Drains der englischen und schottischen Aecker sind also im Kleinen ungefähr dasselbe, was unsere Stollen in den Bergwerken sind. Die Schotten und Engländer halten das „Draining-system" (Kanal-System) für den Ackerbau so wichtig, daß sie gar nicht begreifen, wie es Aecker geben könne ohne ein solches System. Wie ihre Draining-Arbeiten meine Neugierde erregten, so erweckte es ihre Verwunderung, daß ich dergleichen bei uns in Deutschland nie gesehen habe. Es ist vielleicht bei uns weniger nöthig. Allein ich glaube, es gibt doch Gegenden in Deutschland genug, denen solche Drains sehr wohl thun würden, da sie natürlich viel wirksamer und auch viel raumsparender sind, als Seitengräben. Kurland und Livland, die mit Schottland und Nordengland ungefähr unter einem Breitengrade liegen, und deren Boden auch immer mehr an Feuchtigkeit, als an Trockenheit leidet, würden durch die Einführung eines solchen britischen Kanalisirungssystems gewiß außerordentlich gewinnen.

Wenn die Drains zweckmäßig angelegt und solid gebaut sind, so halten sie wohl zwanzig, dreißig und mehre Jahre aus, ohne daß man nöthig hätte, sie zu erneuern. Mit der Zeit aber verstopfen sie sich natürlich von selbst. Und auch der Maulwurf macht den Leuten zuweilen viel Aerger. Wenn man den Grund recht studirt, so kann man oft mit einem Drain zwanzig verschiedene Quellen auf ein Mal abführen. Uebrigens werden, je nachdem der Boden ist, die Drains auf eine sehr verschiedene Weise gebaut. Auch halten natürlich die verschiedenen Landwirthe bald diese, bald jene Form für vorzüglicher. Sie haben bereits eine Menge Namen für die verschiedenen Arten von Drains erfunden. Es gibt natürlich auch Drains, die, wie unsere Wassergräben, oben offen sind. Vor hundert Jahren war noch Nichts von Drains in Schottland bekannt, und erst seit fünfzig Jahren haben die Schotten ihr Land wie die Maulwürfe unterminirt. Der außerordentliche Schwung und Fortschritt, der in die schottischen Ackerbauverhältnisse gekommen ist, ist ein um so merkwürdigeres Phänomen, da dieser Zweig der menschlichen Thätigkeit sonst in der Regel derjenige ist, der die allerlangsamsten Fortschritte macht. Er liegt in der Regel in den Ketten uralter, schwer zu ändernder Rechtsgewohnheiten und ist in den Händen von einsam lebenden, ungebildeten Menschen, die den Mittelpunkten der Kultur und des Fortschrittes, den Städten, fern sind. Es wäre sehr der Mühe werth, einmal zu zeigen, wie es komme, daß der Ackerbau, trotz seiner langsamen Natur, in Schottland einen Geschwindschritt der Entwickelung gegangen ist, wie in andern Ländern kaum die freiesten und ungebundensten Gewerbe.

13. Wilde Ochsen.

Das merkwürdigste Beispiel von Hegung und Pflegung wilder Thiere in Großbritannien sind offenbar die noch hie und da gehegten Sprößlinge der ursprünglichen wilden Rindviehrace, welche Großbritanniens Wälder vor Cäsar's Zeit erfüllten. Es gibt auch hier in Schottland, wie wir schon oben andeuteten, einige Parks und Wälder, in welchen diese ursprüngliche Race noch heutiges Tages existirt. Auch hier, wie in England, unterscheidet sie sich von der jetzigen zahmen Viehrace durch milchgraue Farbe, durch schwarze Ohren und schwarzes Maul, durch lange Beine und aufwärts stehende Hörner. Diese Thiere sind, so bestätigte man mir auch hier, so sehr an die wilde Freiheit, die man ihnen in den Parks gestattet, gewöhnt, daß sie in den Stallungen nicht aushalten. Ich kenne, außer Lithauen, wo im Bialowyser Walde ebenfalls noch wilde Ochsen (Auerochsen) gehegt werden, kein Land in Europa, in welchem etwas Aehnliches existirte. Man kann den Engländern ein Verdienst daraus machen, daß sie selbst mitten unter ihrer Fülle von Kultur noch ein Plätzchen für ihre wilden Ochsen gefunden haben. Jedes Land sollte sich so ein Spezimen von irgend einer in ihm untergehenden Erscheinung zu conserviren bestrebt sein. Auch Breadalbane, sagte man mir, solle irgendwo, ich weiß aber nicht mehr den Ort anzugeben, eine kleine Heerde wilder caledonischer Ochsen besitzen. Die meisten hat in Schottland der Herzog von Hamilton.

* Literatur-Bericht.

Die Zigeuner in Europa und Asien. Von Dr. A. F. Pott, ord. Professor zu Halle. 2 Bde. Halle 1844. 1r Theil: Einleitung und Grammatik. 2⅔ Rthlr. Der 2. Theil: Wörterbuch und Sprachproben, wird zu Michaelis erscheinen.

Seit mehr denn vier Jahrhunderten wird Europa von unheimlich räthselhaften Menschen in Haufen und Häuflein durchstreift, die, unter allerlei Namen genannt, in Deutschland besonders unter dem Namen der Zigeuner bekannt sind. Ueber ihre Herkunft war man lange ungewiß. Man betrachtete sie mit Neugier und zugleich mit Abscheu, man verhängte über sie die härtesten Verfolgungen. Selten lebten sie in Häusern, meist, wie das scheue Wild, entweder unter dem Himmelsdache, oder im Schutze eines Baumes, einer Felskluft oder Erdhöhle, und fristeten ihr Dasein gewöhnlich kümmer-